

# GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR



## Horror- Hochzeit

**BASTEI  
LÜBBE**

**Die große Horror-Serie  
von Jason Dark**



# **Horror-Hochzeit**

**John Sinclair Taschenbuch Nr. 39**

*von Jason Dark*

*erschienen am 12.06.1984*

*Titelbild von Vicente Ballestar*

Bastei Verlag

# Horror-Hochzeit

**Es war das Ereignis der Saison. Ein englischer Graf heiratete die Tochter eines französischen Millionärs. Zu den Hochzeitsgästen gehörten Finanziers und Filmstars, Hoch-und Geldadel. Ich sah zufällig Fotos von den Frischvermählten und fiel fast vom Stuhl. Die junge reiche Französin hatte eine Werwolf geheiratet! Von diesem Moment an hatte ich keine ruhige Minute mehr!**

Schon immer hatte sie sich vor den hohen, düsteren Hallen und Räumen des Schlosses gefürchtet, doch so schlimm wie in dieser Nacht war es noch nie gewesen Lucienne Lancomb hatte Angst!

Sie lag in einem prächtigen Himmelbett, in dem schon Kaiser und andere hohe Herrscher übernachtet haben sollten und das nun bald in ihren Besitz übergehen würde, aber auch auf dieser Liegestatt konnte man Angst bekommen, wie Lucienne sehr schnell feststellte. Ihr Herz schlug schneller.

Bisher hatte die 25jährige Lucienne noch nie diese rasenden Schläge verspürt. Sie waren auch nicht mit denen zu vergleichen, die ein junges Mädchen verspürt, wenn es verliebt ist, nein diese hier waren härter, dumpfer und gefährlicher.

Mit jedem Schlag schien sich auch eine Schweißdrüse zu öffnen, so daß auf der samtweichen, nach Lavendel duftenden Haut der jungen Frau bald ein feuchter Film lag. Selbst die Seide des Nachtgewandes fühlte sich nicht mehr kühl an, sondern verschwitzt und klebrig. Was hatte sie nur geweckt?

Lucienne saß aufrecht im Bett und grübelte darüber nach. Sie lauschte in die Dunkelheit des Zimmers hinein, wartete förmlich auf ein unbekanntes Geräusch und zuckte zusammen, als sie das Knarren einer alten Holzdiele hörte.

Jemand hatte mal berichtet, daß sich unter dem Boden Hohlräume befanden, die von Ratten heimgesucht wurden.

Wahrscheinlich lief jetzt ein Tier daher, aber das Trampeln der kleinen Füße war nicht an ihre Ohren gedrungen.

Das breite Himmelbett stand mit dem Kopfende zur Wand hin Wenn Lucienne nach vorn schaute, sah sie die drei großen, hohen Fenster, die eine Zimmerseite fast völlig einnahmen.

Bevor sich Lucienne zur Ruhe gelegt hatte, waren die Vorhänge von einer Zofe geschlossen worden, so daß das durch den liegenden Schnee so helle Nachtlicht nicht in den Raum dringen konnte. Jetzt

kamen ihr die Vorhänge plötzlich unheimlich vor. Wie gewaltige Scharten wirkten sie, die jeden Augenblick zu einem schrecklichen Leben erwachen konnten.

Aber Stoff lebte nicht. Sie bildete sich das alles nur ein Vielleicht durch die für sie so seltsam fremde Umgebung. Lucienne kannte bisher das Luxusleben in Paris oder die heißen Feste an der Cote d'Azur, aber nicht die Atmosphäre eines altenglischen Schlosses, das schon vor Hunderten von Jahren gebaut worden war.

Ein Märchenschloß.

Umgeben von dichtem Wald, eingefriedet in einen herrlich angelegten Park der zu dieser Zeit schneebedeckt war.

Und ein Märchen sollte auch die Hochzeit werden.

Sie, Lucienne Lancomb, heiratete am nächsten Tag Frederik Arthur Henry Durham, den Earl of Durham.

Eine Hochzeit, über die die Fachwelt nur staunen konnte. Der Earl, als sehr konservativ bekannt, ehelichte eine Bürgerliche. Das war Futter für die Klatschspalten der einschlägigen Gazetten.

Fast konnte sie es selbst nicht begreifen, daß ihr Leben als Junggesellin ein Ende haben und sie sich ab morgen den Zwängen einer Ehe unterwerfen sollte.

Wer den Earl heiratete, mußte mit diesen Zwängen rechnen Da gab es viele gesellschaftliche Verpflichtungen, die unbedingt eingehalten werden mußten.

Das alles hatte man Lucienne vorher gesagt, und sie war einverstanden gewesen diesen Weg zu gehen. In der französischen Gesellschaft hatte man nur gestaunt, denn viele rechneten damit, daß die Tochter des mehrfachen Millionärs Lancomb innerhalb der reichen Clique bleiben und nicht in das feuchte England ziehen würde.

Sie hatten sich geirrt - alle! Allen voran die Mitgiftjäger, die Lucienne stets umschwirrten wie die Motten das Licht.

Sie verdrängte die Gedanken an die bevorstehende Hochzeit und schwang ihre Beine über die Bettkante. Dabei fiel auch die Decke zur Seite, so daß sie ohne Schwierigkeiten aufstehen und in die schmalen Pantoffeln schlüpfen konnte.

Lucienne wollte einfach nicht mehr liegenbleiben. Sie hätte es auch nicht geschafft, denn jeder Herzschlag dröhnte in ihrem Kopf. Wie konnte ein Mensch plötzlich so eine große Angst bekommen?

War es die Hochzeit, die ihr doch mehr zu schaffen machte, als sie zugeben wollte?

Einen anderen Grund wußte sie nicht. Nur hatte sie sich ihren Ehemann selbst ausgesucht, er war ihr nicht von der Familie aufgezwungen worden.

Automatisch griff sie nach ihrem Morgenmantel und schlüpfte hinein. Er war noch ein Geschenk ihres Vaters, zu dem sie ein inniges Verhältnis hatte, im Gegensatz zur Mutter.

Über die wertvollen Teppiche schritt sie auf die Tür zu. Nur das Summen der beiden hohen Heizkörper war zu hören, außerdem das leichte Quietschen der Klinke, als der Druck der Hand sie nach unten schob. Jetzt war die Tür offen.

Noch hielt sich Lucienne zurück, streckte erst den Kopf durch die Öffnung und schaute in einen Gang, der in einem seltsamen Dämmerlicht vor ihr lag.

Wandlampen schufen dieses Licht. Es streifte auch die hohen Gemälde der Ahnengalerie, die den langen Gang säumte. Köpfe und Körper wichtiger Männer, die das Schicksal Englands in der Vergangenheit mitbestimmt hatten.

So jedenfalls war es Lucienne gesagt worden. Da sie sich auf diesem Gebiet nicht auskannte, mußte sie es eben glauben.

Leer lag der Gang vor ihr. Tagsüber fürchtete sie sich vor diesen langen, düsteren Fluren, und in der Nacht verstärkte sich das Gefühl der Furcht noch.

Ob mit diesem Phänomen ihr Erwachen zusammenhing?

Lucienne konnte die Frage nicht beantworten Sie gab sich einen Ruck raffte den Morgenmantel unter ihrem Hals zusammen und schritt auf Zehenspitzen weiter.

Lucienne wußte, daß sie sich nicht allein im Schloß befand. Personal war genug vorhanden, allerdings wohnten diese Leute in einem anderen Trakt des düsteren Gemäuers. Sie überlegte sich schon eine Ausrede für den Fall, wenn ihr jemand begegnete.

Innerhalb des hohen Flures wirkte ihre helle Gestalt verloren und wegen der weißen Nachtkleidung ein wenig gespenstisch, besonders deshalb, weil sich Lucienne bemühte, keinerlei Geräusch zu verursachen Sie wußte selbst nicht, wohin sie wollte, es war nur eben eine Flucht oder ein Entkommen aus dem Zimmer. Vielleicht sollte sie Frederik besuchen und ihm von ihrer Angst berichten?

Die Idee war nicht schlecht. Aber schickte es sich für eine Frau mitten in der Nacht, das Zimmer ihres Nochverlobten zu besuchen? Seltsam, welche Gedanken ihr in diesem Schloß kamen Früher hätte sie darüber nur gelacht. In Frankreich war man eben lockerer, doch hier traute sie sich nicht. Stets achtete sie auf fremde Geräusche. Lucienne passierte die Bilder der Ahnen.

Es waren düstere Typen darunter. Die Männer schauten allesamt hart und kantig, während die Frauen mit ihrer bleichen Haut wie Gestalten aus fernen Mythologien wirkten. So fremd, so unnahbar. Zudem gab das Licht der Lampen den Bildern noch ein besonderes Flair. Wenn es über die Gesichter strich, hafte Lucienne das Gefühl, als würden diese mit einem geisterhaften Leben versehen, sich Augen zu Schlitzeln verengen oder Lippen verziehen.

Sie fröstelte und passierte immer sehr schnell die einzelnen Gemälde der Galerie.

Jeder Gang hat mal ein Ende. Auch der, durch den Lucienne so tapfer schritt. Er mündete in einen breiten Schloßflügel, der fast

vollständig von einem Treppenhaus eingenommen wurde.

Zwei Rüstungen standen dort wie stumme Wächter. Das Metall wurde stets geputzt und besaß einen matten Glanz.

Die Visiere der Rüstungen waren nach unten geklappt und ließen nur zwei Sehschlitze frei.

Lucienne mochte auch die Rüstungen nicht.

Sie rechnete stets damit, daß sich in ihnen jemand versteckt hielt, um plötzlich hervorzukommen und sie zu erschrecken.

Rasch passierte sie auch die beiden Zeugen einer längst verflissenen Zeit.

Direkt am mächtigen und stabilen Eichengeländer der Treppe blieb sie stehen und legte ihre schmalen Hände auf den breiten Handlauf. Jetzt konnte sie im Treppenschacht nach unten schauen und sah zwei Stockwerke tiefer das Schimmern der Steine, die in der breiten Eingangshalle den Boden bedeckten.

Lucienne hielt den Atem an, denn nur so konnte sie lauschen und sich völlig konzentrieren. Hörte sie etwas?

Ja, da drang ein Geräusch an ihre Ohren Schritte!

Sehr vorsichtig gesetzt, schleifend, und sie vernahm das Geräusch von unten.

Da schlich jemand in der Halle herum.

Wieder spürte sie das Herzklopfen, und es steigerte sich noch, als Lucienne Lancomb einen schrecklichen Laut hörte, der schaurig durch die Gänge des alten Schlosses hallte.

Es war ein unheimliches Heulen...

\*\*\*

»Und was machst du an einem Freitagabend?« fragte mich Glenda Perkins, als ich meinen Mantel zuknöpfte.

»Ich gehe ins Kino.«

»Ehrlich?«

»Ja, weshalb nicht?«



Glenda schüttelte den Kopf. »Hast du nicht Kino genug? Willst du da noch einen Streifen ansehen? Womöglich noch einen Gruselfilm, wie?«

Ich hob die Schultern. »Kann sein. Vielleicht schaue ich mir Carpenters neuen Streifen ›Christine‹ an. Weiß es aber noch nicht genau, das hängt nämlich von den Umständen ab, wann mein Besuch eintrifft. Deshalb bleibe ich auch noch im Büro.«

Glenda zog ein erstauntes Gesicht. »Es kommt noch jemand?«

»Sagte ich doch.«

»Wer denn?«

»Ein Reporter.«

Glenda zupfte ihre rote Strickmütze zurecht. »Und ich habe angenommen, du seist presseschau.«

»Im Prinzip ja, aber dieser Bursche will kein Interview. Der Knabe will mich sprechen und mir sogar Vorschläge machen wie er meinte.«

»Und Jane Collins?« fragte Glenda.

»Wieso?«

»Vielleicht ist sie dein Besuch.«

Ich verdrehte die Augen »Himmel, sei doch nicht eifersüchtig oder wie das heißt. Jane ist eine Hexe, obwohl sie sich mittlerweile von Wikka gelöst hat. Wir haben keine Gemeinsamkeiten mehr. Glaub mir.«

»Ich weiß nicht so recht, John Gerade weil sie eine Hexe ist, kann sie dich leicht verhexen Ich würde an deiner Stelle immer scharf achtgeben.«

»Das mache ich auch.«

»Dann bis Montag. Und schönes Wochenende.«

»Willst du mit?«

»Du kannst mich ja anrufen!« Glenda nickte mir noch einmal zu und rauschte davon.

Ich machte die Beine lang, legte die Hacken auf die Schreibtischkante und zündete mir eine Zigarette an Wann der Reporter, der den Namen Bernie Winter trug, eintreffen würde, konnte ich nicht sagen. Er hatte mir selbst keine genaue Zeit genannt.

Allmählich wurde es stiller, und ich bekam so etwas wie ein Freitagsgefühl. Ein Wochenende ohne Dämonen wäre herrlich gewesen Daran wollte ich allerdings erst denken, wenn der Besuch des Bernie Winter hinter mir lag.

Leider hatte mir Glenda keinen Kaffee hinterlassen Da ich dennoch etwas Warmes trinken wollte, ging ich in den Flur, um mir einen Pappbecher mit Automaten-Kaffee zu ziehen.

Am Apparat traf ich James Powell. Mein Chef war wie immer korrekt gekleidet.

Er trug einen grauen Mantel, den Schirm über den Arm gehängt, den Bowler auf dem Kopf und Handschuhe. Daß er schon so »früh« Feierabend machte, hatte seinen Grund. Am Freitagabend ging er stets in den Club.

»Sind Sie freiwillig hier, John?« fragte er mich.

»Nein Sie wissen doch, der Reporter.«

Sir James hatte heute seinen sozialen Tag. »Wenn er Sie zu lange warten läßt, dann gehen Sie! Diese Leute sollen sich angewöhnen, endlich einmal pünktlich zu sein. Überstunden können Sie machen, wenn wirklich Not am Mann ist.«

»Die paar Minuten.«

»Ist Ihr Bier, John Ich wünsche Ihnen dennoch einen guten Abend.«

»Danke, Sir!« rief ich meinem Chef nach. »Ihnen das gleiche.«

Der Superintendent verschwand nickend im Lift. Ich holte mit spitzen Finger den Pappbecher aus dem Apparat hervor und balancierte ihn in mein Büro.

Kaum hatte ich Glendas Vorzimmer betreten, vernahm ich bereits das Summen des Telefons. Zu hastig stellte ich den blöden Becher

weg. Die schwarze Brühe warf Wellen und schwappte über. Auf Glendas Schreibtisch blieb ein brauner Rand.

Der Mann vom Empfang meldete das Eintreffen eines gewissen Bernie Winter.

»Jemand soll ihn hochbringen«, sagte ich.

»Geht in Ordnung, Sir!«

Ich wollte nicht, daß ein Reporter allein und unbeaufsichtigt im Yard Building umherstromerte. Diese Burschen hatten ihre Blicke überall und die Ohren stets weit geöffnet.

Nachdem ich mit meinem Taschentuch den Fleck auf Glendas Schreibtisch weggeputzt hatte, balancierte ich den Becher in mein Büro. Zum Glück lief alles glatt.

Wenig später traf Bernie Winter ein. Ein Kollege hatte ihn begleitet. Ich bedankte mich bei dem Uniformierten, der grüßte und verschwand. Bernie Winter war mir kein Unbekannter. Wo es nach Sensationen roch, tauchte er auf. Dabei gehörte er allerdings zu den Typen, die differenzierten und nicht alles niederschrieben, vor allen Dingen dann nicht, wenn schlecht recherchiert war, unglaubliche Zeugen auftraten oder es sich nur um fadenscheinige Gerüchte handelte. Ich hatte Bernie Winter noch nie ohne Zigarette gesehen. Auch jetzt klemmte in seinem Mundwinkel ein Stäbchen, dessen Tabak stank als wäre er an der Autobahn geschnitten worden. Dabei grinste Winter von Ohr zu Ohr und deutete mit dem Daumen über die Schulter. »Haben Sie Angst um mich gehabt, Sinclair?«

»Wieso?«

»Weil Sie mir einen Aufpasser mitgegeben haben.«

Ich hob die Schultern »Das ist so üblich. Außerdem gebietet es die Höflichkeit.«

»Natürlich.« Winter lachte und zog mit dem Fuß einen Besucherstuhl heran, auf dem er sich niederließ. Er trug wieder seinen langen Ledermantel und hatte auch eine Kamera umhängen.

Winter war größer als ich, sein Haar besaß eine flachsblonde Farbe, war immer ungekämmt, und hinter der Brille mit dem blassen Gestell fixierten mich zwei kluge, neugierige Augen.

»Jetzt sind Sie gespannt, wie?«

Ich deutete auf den Kaffee. »Wollen Sie nicht auch einen Schluck Bernie?« Er hob beide Hände. Die Finger waren gelb vom Nikotin. Ohne seinen Glimmstengel aus dem Mund zu nehmen sprach er weiter.

»Ich kenne die Brühe. Haben wir bei uns in der Redaktion auch. Drei Kollegen sind daran schon gestorben.« Er grinste breit und schob einen vorstehenden Hemdkragen zurecht. »Wegen des Kaffees bin ich nicht gekommen. Außerdem ist Wochenende, und ich will Sie auch nicht lange aufhalten, sondern möchte Ihnen einen Tip geben.«

»Ich bin ganz Ohr.«

»All right. Haben Sie sich für den morgigen Tag schon etwas vorgenommen?«

»Nein.«

»Sie Glücklicher«, grinste Bernie und nahm die Zigarette aus dem Mund, um sie im Ascher zu zerstampfen. »Dann können Sie ja eine nette Hochzeit besuchen.«

Während ich noch an meiner Antwort bastelte, zündete Bernie sich eine neue Zigarette an.

»Was soll ich?«

»Zu einer Hochzeit gehen.«

Jetzt grinste ich schief.

»Wenn es nicht meine eigene ist, okay. Aber man hat mich nicht eingeladen.«

»Das ist auch nicht nötig. Wenn ich recht informiert bin, mögen Sie keine Werwölfe.«

Himmel, dieser Mensch konnte einen wahnsinnig machen. Stets wechselte er innerhalb kurzer Zeit das Thema. »Stimmt, Werwölfe

mag ich nicht besonders. Ist das ein Fehler?«

»Überhaupt nicht.«

»Was hat denn ein Werwolf mit dieser komischen Hochzeit zu tun von der Sie gesprochen haben?«

»Weil ein Werwolf morgen heiratet!«

Ehrlich, Freunde, man hat mir ja schon vieles untergejubelt, diese Antwort setzte dem Faß die Krone auf. Ein Werwolf sollte am morgigen Tag, am Samstag, heiraten! Unwahrscheinlich - auch unmöglich?

»Haben Sie nicht getrunken?« fragte ich vorsichtshalber einmal nach.

»Nein, nur meine drei üblichen Gläschen Außerdem habe ich keinen Bock darauf, Ihnen einen Bären aufzubinden. Es geht wirklich um Werwölfe, glauben Sie mir.«

»Jetzt sind es schon mehrere.«

»Legen Sie nicht alles auf die Goldwaage. Fest steht, daß er am morgigen Tag heiraten will.«

»Und wer ist der Glückliche?«

»Frederik Arthur Earl of Durham«, erwiderte Bernie Winter mit beinahe feierlich klingender Summe.

Ich stutzte. Verflixt, dieser Name war mir nicht unbekannt. Irgendwann und irgendwo hatte ich ihn gehört. Nicht nur das, auch gelesen Leider fiel mir nicht ein wann und wo es gewesen war.

»Ich will Ihnen eine weitere Hilfe geben, Sinclair. Der Earl of Durham heiratet nicht standesgemäß, sondern eine aparte und hübsche Französin, die auf den Namen Lucienne Lancomb hört.« Er schaute mich starr an. »Na, fällt der Cent?«

»Stückweise.« In der Tat wußte ich Bescheid. Diese Hochzeit war zu einem Großereignis hochstilisiert worden In der Klatschpresse hatte sie schon wochenlang die Seiten gefüllt, und jeder redete eigentlich darüber. Vorausgesetzt, er kaufte sich die Blätter.

»Natürlich ist mir die Hochzeit bekannt. Ihre Zeitung hat auch darüber geschrieben.«

»Nicht nur meine Zeitung auch ich.« Bernie tippte mit dem Zeigefinger gegen die Brust.

»Und dieser Earl ist ein Werwolf.«

»Genau!«

Ich schluckte zweimal. »Woher wissen Sie das eigentlich?« erkundigte ich mich.

»Man hat so seine Beziehungen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Kommen Sie mir nicht mit Ausreden, Bernie. Wenn Sie mir schon die Zunge langmachen und mir etwas so Unwahrscheinliches erzählen, dann raus mit der Sprache.«

»Man hat es mir gesagt.«

»Und wer?«

»Jemand vom Schloßpersonal. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen.« Bernie stand auf. »Ich an Ihrer Stelle würde mir die Hochzeit einmal genauer anschauen. Morgen um punkt zwölf Uhr. High noon wenn Sie so wollen, Sinclair. Ich bin auch da.«

»Glauben Sie eigentlich an Werwölfe?« fragte ich ihn.

»Im Prinzip nicht.«

»Dennoch sind Sie gekommen.«

»Manchmal habe ich so komische Anwandlungen. Seit der Geschichte mit der Königin... Sie wissen schon, als Sie den Orden bekamen, bin ich ein wenig mißtrauisch geworden und dachte mir, sagst mal dem alten Mr. Sinclair Bescheid. Vielleicht gibt es auf der Hochzeit noch Terror. Ich habe schon viel erlebt. Daß ein Werwolf vor den Traualtar tritt, ist mir bisher noch nicht untergekommen. Wirklich nicht.«

»Mir auch nicht, Bernie, deshalb will ich daran einfach nicht glauben.«

Er hob die Schultern »Das können Sie halten wie ein Dachdecker.

Immer schön schräg abfließen lassen. Aber sagen Sie hinterher nicht, ich hätte Sie nicht gewarnt.« Nach diesen Worten schaute er zu, wie die Asche abfiel und zu Boden rieselte.

»Ich werde mich bemühen.«

»Ihr Wort in des Teufels Gehörgang.« Bernie winkte lässig und verließ das Büro. »Also, dann bis morgen vielleicht!« rief er noch, lachte und verschwand. Ich blieb zurück.

Sollte ich mich nun auf den Arm genommen vorkommen? Nein, eigentlich nicht, denn Bernie Winter war nicht der Typ, der immer viel Wind machte, trotz seiner großen Klappe und seiner Schnüffeleien, die stets Erfolg brachten.

Es war wirklich schwer, eine Entscheidung zu treffen, und ich dachte weiter nach.

Darüber gelesen hatte ich und auch mit jemandem über die Hochzeit gesprochen.

Wer war denn das nur gewesen? Ich zermartete mir das Hirn. Sogar einer, den man auch eingeladen hatte.

Natürlich! Jetzt endlich fiel es mir ein. Ich hatte mit meinem Freund Bill Conolly kurz über dieses Thema geredet, und die Conollys gehörten zu den Hochzeitsgästen.

Jetzt war natürlich alles klar. Und ich wußte auch, was ich als nächstes zu tun hatte.

Nämlich Bill Conolly anrufen!

Ich grinste innerlich und rieb mir die Hände. Der gute Bill würde sich wundern, wenn ich ihm von der Neuigkeit berichtete. Mit großem Vergnügen tippte ich jede Zahl der Telefonnummer. Schon nach dem zweiten Läuten wurde abgehoben, und die ruhige Stimme meines Freundes klang mir ins Ohr.

»Ich bin's!«

Bill stieß ein Geräusch aus, das schlecht zu identifizieren war. Es endete in einem Stöhnen und der damit verbundenen Antwort. »Ein

Schreck in der frühen Abendstunde. Was willst du schon wieder?«

»Dich nicht besuchen.«

»Das wäre zwar zu überlegen, ich habe gestern einen guten Schluck aus Schottland bekommen, aber wir wollten eigentlich früh zu Bett, da unsere Maschine zeitig startet.«

»Ja, die Hochzeit lockt.«

»Hat sich das herumgesprochen?«

»Sicher.«

»Ich wäre ja nicht hingegangen, aber Sheila wollte. Sie hat eine Einladung bekommen. Sie kennt die Braut noch aus ihrer Modezeit. Du weißt doch, Paris und so...«

»Ja, ja, aber deswegen rufe ich nicht an.«

»Habe ich mir gedacht. Wo brennt es denn?«

»Habt ihr in der Maschine noch einen Platz frei?«

Bill Conolly schwieg. Sekunden später begann er zu lachen wie ein altersschwaches Huhn gackert. »Du willst mit?«

»Noch ›mitter‹.«

»Das ist toll.«

»Begeistert klingst du nicht, Alter.«

Schnell gab Bill die Antwort. »Du siehst das falsch, Junge. Natürlich bin ich begeistert, doch ich denke bereits über den Grund nach, weshalb du diese Hochzeit besuchen willst. Da du nicht offiziell eingeladen bist, muß es einen inoffiziellen Grund haben. Habe ich recht?«

»Das hast du.«

»Und der wäre?«

»Nur ganz kurz, Bill.« Ich konnte meinem Freund hundertprozentig vertrauen, er würde das, was ich ihm mitteilte, nicht an die große Glocke hängen. »Der Bräutigam soll angeblich ein Werwolf sein.«

Wieder hatte ich Bill sprachlos bekommen. »Das... das gibt es doch nicht«, flüsterte er.



»Doch.«

»Und wer behauptet das?«

»Bernie Winter.«

»Der rasende Reporter?« Bill lachte. »Wenn man dem alles glauben will, was er bisher geschrieben hat...«

»Bill, er ist zu mir gekommen, und sein Verhalten wirkte auf mich nicht so, als wollte er mir einen unterschieben. Er sah das Thema als ziemlich ernst an.«

Bill brummte etwas. »Wenn du das so sagst«, meinte er schließlich und wechselte das Thema. »Ein Platz in der Maschine ist immer frei, du kannst mit.«

»Okay, das ist mir lieb. Wo findet die Hochzeit eigentlich statt?«

»Auf Durham Castle.«

Ich überlegte. »Das ist ziemlich weit im Norden.«

»Genau. Deshalb auch das Flugzeug.« Bill begann zu lachen »Ich bin gespannt, was Sheila für Augen machen wird, wenn sie hört, daß du mitfliegst. Die kriegt sich überhaupt nicht mehr ein.«

»Es ist bisher nur ein Verdacht, Bill. Tu mir jedenfalls den Gefallen und forsche nach. Such all das heraus, was du über die komische Familie Durham finden kannst. Ob es einen dunklen Punkt in der Vergangenheit oder Ahnenreihe gibt, über den du stolperst.«

»Du meinst schwarze Magie.«

»Genau.«

»Okay, werde ich machen. Wo treffen wir uns?«

»Am Startplatz.«

»Wir fliegen vom Heathrow Airport. Du weißt schon, da, wo auch die Privatmaschinen landen und starten.«

Ich bekam noch die Uhrzeit geliefert und legte den Hörer wieder auf die Gabel.

Bisher lief alles gut, und ich sah keinen Grund, pessimistisch zu sein Sollte sich der Fall als Ente erweisen war ich wenigstens

einmal Gast bei einer Hochzeit.

Doch an einen positiven Ausgang des Falles wollte ich nicht so recht glauben. Irgend etwas lag in der Luft, das sagte mir mein Gefühl. Meinen Kinobesuch hatte ich schon abgehakt. Ich wollte nur noch Glenda Perkins Bescheid geben, damit sie nicht unnötig wartete.

\*\*\*

Allmählich verklang das unheimliche Heulen.

Lucienne lauschte noch den letzten Echos nach, und sie stand dabei auf der Stelle wie angenagelt. Sie spürte die Gänsehaut auf dem Rücken, die am Nacken begann und langsam tiefer rann.

Dieses Heulen war nicht normal gewesen. Jedenfalls hatte sie ein solches Geräusch nie zuvor vernommen. Sie konnte es auch nicht einordnen, denn ein Hund stieß ein derartiges Geräusch nicht aus. Das mußte ein anderes Tier gewesen sein.

Aber was für eins?

Lucienne atmete flach durch die Nase. Sie traute sich nicht, den Kopf zu bewegen und in den Treppenschacht zu schauen. Zu groß war ihre Angst vor dem unheimlichen Geräusch.

Daß irgendwelche Tiere innerhalb des Schlosses lauerten, davon hatte niemand gesprochen. Frederik hätte es ihr sicherlich gesagt, wenn er Bluthunde hielt, also konnten diese Tiere das Heulen nicht ausgestoßen haben. Wer dann?

Luciennes Angst war noch größer geworden. Sie hatte Durham Castle schon immer als unheimlich eingestuft, nun kam dieses Geräusch hinzu, und Lucienne stellte sich die Frage, weshalb sie überhaupt hier stand und nicht darauf gepocht hatte, daß die Hochzeit in Frankreich gefeiert wurde. Wie dem auch sei, es half nichts, nur einfach warten, sie mußte sich Klarheit verschaffen und die konnte ihr eigentlich nur ihr Bräutigam geben.

Als seltsam empfand sie auch die Tatsache, daß sich niemand vom

Personal gezeigt hatte. Auch die Zofen und Diener mußten das Heulen gehört haben, sie aber störten sich nicht daran. Wo sie doch sonst bei jedem fremden Laut sofort auf den Beinen waren.

Da war einiges unklar!

Erst jetzt bewegte sich Lucienne wieder.

Sie beugte ihren Kopf nach vorn und schaute in den Treppenschacht. Im selben Augenblick zuckte sie zurück denn sie hatte in der Halle etwas entdeckt. Einen Schatten!

Er huschte durch den Schachtausschnitt, ging geduckt und bewegte sich auf zwei Beinen.

Sogar das Klatschen seiner Füße war zu vernehmen, und für einen Moment hatte Lucienne das Gefühl bekommen ihren eigenen Bräutigam gesehen zu haben. Stimmt das wirklich?

Sie wollte seinen Namen rufen, da war der Schatten schon wieder verschwunden. Auch die Schritte verklangen. Weshalb benahm sich Frederik so seltsam? fragte sie sich. Vielleicht suchte er das Tier, das geheult hatte, und sie wollte, ja, sie mußte endlich Klarheit und Bescheid bekommen Dieses konnte ihr nur Frederik geben. Wenn er es tatsächlich gewesen war, den sie gesehen hatte, wollte sie eine Erklärung haben und ihm auch zur Seite stehen.

Auf der Treppe nach unten begann sie schon fast, das Vorhaben zu bereuen Wieder dachte sie an das Heulen, erinnerte sich an die schaurigen Laute und bekam noch im nachhinein eine Gänsehaut. Für sie stand fest, daß es sich eigentlich nur um einen Bluthund gehandelt haben konnte. Vor diesen Tieren besaß sie eine höllische Angst und einen Respekt, der schon unnatürlich war.

Im Wohntrakt des gewaltigen Schlosses bestanden die Treppen aus Holz. Die Stufen waren auch mit kleinen Teppichen bedeckt worden damit die Schritte gedämpft wurden.

Je mehr sie sich der großen Halle näherte, um so stärker klopfte ihr Herz. Ein Zeichen, daß ihr Angstgefühl wieder zunahm, und Lucienne

wünschte sich, in den starken Armen ihres Freundes zu liegen Wenn das geschah, ging es ihr wieder besser.

Frederik wußte stets einen Rat, er war souverän, überlegen das hatte ihr ja an ihm so gefallen. Er war nicht wie die anderen Flippies, die an der Küste oder in den Pariser Nobel-Discos herumhingen und vor lauter Langeweile nicht mehr wußten, was sie noch unternehmen sollten Auf Frederik traf dies nicht zu. Er gab sich stets sicher, wußte genau, was er tat und hatte für das Vergnügen der Ausgeflippten überhaupt nichts übrig.

Er war ein Mann, auf den sich eine Frau verlassen konnte. Auch jetzt? Lucienne hoffte dies inständig. Vor sich sah sie die letzten Stufen, die vom Schein einer Stehlampe getroffen wurden.

Es war nie dunkel in der Halle. Auch in der Nacht nicht. Einige Lampen brannten immer.

Am Abend hatte der große Kamin eine wohlige Wärme verbreitet. Die letzten Holzstücke glühten noch, und in der Luft hing der Geruch von kaltem Rauch.

Die Braut ließ auch die restlichen Stufen hinter sich und betrat die Halle. Auch hier schritt sie über kostbare Teppiche, und sie sah Möbel, um die sie so mancher Museumsdirektor beneidet hätte. Der große Tisch mit seinen hochlehnigen Stühlen stammte noch aus der Ritterzeit. In seiner Mitte stand eine große Schale mit Obst.

Für Lucienne waren die Einrichtungsgegenstände alle tot. Sie besaß keine Beziehung dazu, deshalb suchte sie auch so krampfhaft nach einem lebenden Wesen.

Außer ihr befand sich niemand in der Halle. Die davon abzweigenden Türen waren ebenfalls verschlossen.

Lucienne schritt weiter.

Ihr Gesicht war angespannt. Die hellen Augen hatten einen lauernden Ausdruck bekommen, ihr Mund bildete einen schmalen Strich. Es kam niemand.

Und doch war jemand in der Halle gewesen.

Sie erreichte jetzt die Stelle, die sie auch von oben gesehen hatte. Es war der große Ausschnitt vor dem Kamin. An dieser Stelle lagen keinerlei Teppiche. Hier blieb sie stehen. Ihr Blick glitt nicht nur nach vorn, auch zu Boden senkte sie ihn und entdeckte plötzlich einen dunklen Fleck. Er war so groß wie eine Hand, und als sie genauer hinschaute, stellte sie fest, daß sich zu diesem Fleck noch einige andere gesellten Kleinere. Sie waren beim Aufprall ab- und weggespritzt.

Lucienne erinnerte sich daran, daß der Fleck am Abend noch nicht auf dem Boden gewesen war. Deshalb wurde er plötzlich für sie so interessant.

Sie bückte sich, streckte den Arm aus und tunkte die Fingerspitze in die Flüssigkeit.

Das Zeug war nicht kalt, eher warm, und als sie den Finger zurückzog wobei sie die Spitze betrachtete, stellte sie trotz der relativ schlechten Beleuchtung fest, daß eine bestimmte Flüssigkeit an der Haut klebte. Blut!

Lucienne wunderte sich darüber, daß sie nicht aufschrie. Sie konnte eigentlich kein Blut sehen. Man hatte sie früher immer vor solchen Sachen bewahrt, nun entdeckte sie sogar das Blut auf dem Boden des Schlosses, in das sie einziehen sollte. Sie schüttelte sich. Dabei suchte sie nach einem Tuch oder Lappen, woran sie ihren Finger abstreifen und reinigen konnte. Sie fand keinen und schlenkerte den Tropfen von der Hand. Zurück blieb ein Rest. Im selben Augenblick hörte sie etwas. Hinter ihrem Rücken waren leise Schritte aufgeklungen.

Sofort dachte sie an den Bluthund. Ihr Mund öffnete sich, sie fuhr herum - und erschrak bis ins Mark. Vor ihr stand jemand!

\*\*\*

Mit einem Bluthund oder einem ähnlichen Tier hatte sie gerechnet,

aber nicht mit einem Menschen. Dazu noch mit einer Frau. Es war Rosa!

Lucienne kam sich vor wie ein Ballon, aus dem allmählich die Luft entwich. Es war das Gefühl der grenzenlosen Erleichterung, das sie nach dieser Spannung überkam. Sie schüttelte den Kopf, und zum erstenmal drangen auch geflüsterte Worte über ihre Lippen, wobei sie in ihre Muttersprache verfiel.

»Mon Dieu, mon Dieu, haben Sie mich erschreckt, Rosa!«

»So? Hatten Sie ein schlechtes Gewissen, Miß?« Rosa sagte immer Miß, und dies noch sehr respektlos.

Lucienne hob den Blick »Nein weshalb sollte ich das denn?«

»Weil Sie hier in der Nacht noch durch das Schloß streifen wie ein Gespenst.«

»Das hat auch seinen Grund.«

»Wirklich?« Rosa sah so aus, als würde sie ihr kein Wort glauben.

»Natürlich. Haben Sie es denn nicht gehört?«

»Was denn?«

Die junge Französin wurde allmählich wütend. »Das verfluchte Heulen. Es war doch überall zu vernehmen. Das mußte einfach so gewesen sein. Ich bin sogar davon wach geworden.« Das stimmte zwar nicht ganz, aber was ging Rosa die volle Wahrheit an?

»Hier hat niemand geheult, Miß. Sie müssen sich irren«, erklärte die Frau bestimmt.

»Nein, ich habe mich nicht geirrt!« Lucienne hatte manchmal einen Dickkopf. Der kam wieder durch. »Was ich gehört habe, das habe ich gehört, Rosa!«

»Wer sollte denn Ihrer Meinung nach geheult haben, Miß?«

»Ein Tier.«

»Haben Sie hier Tiere gesehen?«

»Es ist doch möglich, daß es welche gibt?«

Rosa lachte. »Ja, Füchse und Hasen. Die sagen sich draußen gute

Nacht.«

Lucienne stampfte mit dem Fuß auf. »Ich lasse mir von Ihnen nichts einreden, Rosa. Da können Sie hundertmal zur Familie gehören und hier die Aufsicht haben Ich bin der Überzeugung...«

»Vergessen Sie es!«

Die Worte waren hart gesprochen worden, und Lucienne erschrak Sie war es nicht gewohnt, daß man in einem solchen Ton mit ihr redete. Sprachlos starrte sie Rosa an.

Sie sah dabei eine Frau vor sich, die irgendwie Angst und Abneigung ausströmte. Das Alter war schwer zu schätzen. Es möchte zwischen 50 und 60 liegen. Im Gegensatz zu manch hagerer Gouvernante war Rosa ziemlich füllig dafür besaß sie einen länglichen Kopf und eine Gesichtshaut, die nur wenig Sonne bekam. Deshalb wirkte sie auch so grau und war zudem durch Falten verzerrt. Lucienne hatte die Augen der Frau noch nie freundlich blicken sehen Auch jetzt starrte sie Rosa kalt und scharf an. Gefühle zeichneten sich nicht auf ihrem Gesicht ab. Schon vor Monaten, beim ersten Zusammentreffen, war Lucienne klargeworden, daß sie mit Rosa, die die Aufsicht über die gesamten Wirtschaftsräume einschließlich Küche besaß, nicht auskommen würde. Sie hatte sich stets mit dem Gedanken getröstet, nicht Rosa zu heiraten, sondern den Earl of Durham, deshalb kümmerte sich Lucienne wenig um die Frau. Sie wußte auch, daß Rosa sie ebenfalls nicht leiden konnte. Aus dieser Abneigung machte sie auch keinen Hehl.

Lucienne gab sich einen Ruck »Ich will meinen Verlobten sprechen!« forderte sie.

Jetzt verzog Rosa das Gesicht zu einem Lächeln »Das tut mir aber leid, Miß. Der Earl of Durham ist nicht da.«

»Was soll das heißen?«

»Das, was ich Ihnen gesagt habe. Er ist fort.«

»Und wohin ist er gegangen?«

»Aber, Miß. Stellen Sie sich nicht so an. Wissen Sie denn nicht, daß sich Männer noch einmal austoben bevor sie in den Stand der Ehe treten. Das ist ganz natürlich.«

»So etwas würde Frederik nie tun.«

Rosa lachte. »Miß, seien Sie doch nicht so naiv! Frederik ist ein Mann. Denken Sie, er wäre anders?«

»Er hätte mir etwas gesagt.«

»Das braucht er nicht.«

»Ich bin seine Verlobte und werde morgen seine Frau.« Rosa winkte ab.

»Es hat nichts zu bedeuten Auf jeden Fall ist Ihr Verlobter nicht da.«

»Sie lügen, ich habe ihn gesehen.«

»Wirklich?« Die Augen der Frau verengten sich zu schmalen Schlitzten.

»Wo denn?«

»Hier unten in der Halle. Kurz nachdem der Schrei aufgeklungen war. Ich stand oben und konnte in den Treppenschacht schauen Sie erzählen mir nichts, Rosa.«

»Die Beleuchtung ist sehr schlecht, Miß. Sie können ihn überhaupt nicht gesehen haben, weil er nicht da ist.«

»Und ich behaupte das Gegenteil.«

Rosa hob die Schultern. »Es interesssiert mich nicht, was Sie behaupten. Ich sage Ihnen nur, wie es ist. Es gab keinen Frederik und keinen Schrei. Verstanden?«

»Und was ist das?« Lucienne streckte ihren Finger vor. »Schauen Sie auf die Spitze, da sehen Sie den roten Fleck Ich habe sehr genau hingesehen und festgestellt, daß Blut daran klebt. Ja, es ist Blut, und dieses Blut liegt hier auf dem Boden.«

»Wo denn?«

Lucienne trat einen Schritt zur Seite. Sie deutete nach unten. »Da



sehen Sie es. Das Blut hat sich zu einem Fleck ausgebreitet, und es klebt auch an meinem Finger.«

»Sie meinen die Farbe, Miß!«

»Es ist keine Farbe. Hören Sie zu, Rosa! Ich kann eine rote Farbe von Blut unterscheiden. Das sollten Sie mir jedenfalls zutrauen.«

Rosa lenkte ein Jedenfalls deutete ihr Nicken darauf hin »Möglich«, sagte sie. »Aber Sie, Miß, sollten wieder in ihr Bett gehen. Morgen haben Sie einen anstrengenden Tag vor sich...«

»Nein!« rief Lucienne. »Ich bleibe auf. Ich will meinen Verlobten sprechen.«

»Er ist nicht da!«

»Davon werde ich mich erst noch überzeugen« Sie nickte entschlossen und schritt vor, ohne daß die Frau etwas dagegen unternehmen konnte. Außerdem war Rosa von dieser spontanen Reaktion völlig überrascht worden. Lucienne war schon an ihr vorbei, als sie endlich reagierte. Plötzlich wurde Rosa flink. Auf dem Absatz fuhr sie herum, lief schneller als sie Braut und bekam sie zu fassen.

Plötzlich spürte Lucienne die Finger an ihrem rechten Arm, sofort danach den Ruck, der sie gegen Rosa schleuderte.

Die griff blitzartig zu und drehte Lucienne herum. »Ich habe Ihnen doch gesagt, Miß, daß Ihr Verlobter nicht anwesend ist. Gehen Sie wieder auf Ihr Zimmer!«

Lucienne war außer sich. »Wollen sie mir verbieten, das Zimmer meines Verlobten zu betreten?«

»Ja, das will ich!«

Lucienne funkelte die Frau an. Sie war völlig durcheinander, denn so etwas war ihr noch nie passiert. »Das ist eine Unverschämtheit!« zischte sie. »Ich lasse mir von Ihnen...«

»Noch habe ich das Sagen! Sie gehören nicht zur Familie. Haben Sie verstanden?«

»Was erlauben Sie sich!« Lucienne wollte sich losreißen, aber Rosa hielt eisern fest. Sie hatte das rechte Gelenk der Französin umklammert und drehte es zur Seite. Jeder weitere Ruck schmerzte, und Lucienne spürte das Stechen bis in die Schulter.

»Sie bleiben hier, Sie werden in kein anderes Zimmer, sondern nur in Ihr eigenes gehen.«

Lucienne glaubte, sich in einem Irrenhaus zu befinden, wo sich eine Wärterin um die Kranken kümmert. Auch diese Frauen besaßen einen so harten Griff, aber Lucienne war nicht krank. Sie wehrte sich. Mit dem rechten Fuß trat sie zu.

Die Schuhspitze traf direkt ihr Ziel. Sie hämmerte gegen das rechte Schienbein der Frau, und auch Rosa war beileibe nicht schmerzunempfindlich. Sie reagierte so, wie Lucienne es sich erhofft hatte und ließ die junge Französin los.

Sofort sprang die Braut zurück. Schwer atmete sie. Sie war erregt, wütend, zornig, und sie bewegte ihren rechten Arm, wobei sie feststellte, daß er schmerzte.

»Das, meine liebe Miß, hast du nicht umsonst gemacht!« flüsterte Rosa rauh. »Wenn ich sage, daß du verschwinden sollst, dann verzieh dich auch. Noch gebe ich den Ton an. Du bist hier eine Fremde, eine, die nichts zu sagen hat.«

»Lassen Sie mich jetzt zu meinem Verlobten!«

»Er ist nicht da!« Rosa hatte gebückt auf dem Fleck gestanden und kam nun hoch, während sie ihre Hände von der getroffenen Stelle am Schienbein löste.

»Und ich habe Ihnen gesagt, daß ich mich davon selbst überzeugen will!« erklärte Lucienne mit einer Summe, die keinen Widerspruch duldete. »Haben Sie begriffen?«

»Natürlich!«

»Dann gehen Sie mir aus dem Weg!« forderte die Braut. Die beiden Frauen starrten sich an, da Rosa keine Antwort gegeben hatte.

Sekunden vergingen. Lucienne versenkte ihren Blick in dem Gesicht der Frau, wobei sie sich eingestehen mußte, daß ihr Rosa Angst einjagte. Aber die wollte sie überwinden.

»Und ich werde gehen!« flüsterte sie scharf. Einen ersten Schritt setzte sie vor.

Da griff Rosa zur Waffe. Sie war eiskalt und ließ Lucienne sogar dicht an sich herankommen, aber plötzlich hielt sie ein Messer mit schmaler Klinge in der Hand, das sie zuvor unter ihrer Hausjacke versteckt hatte. Licht traf die Klinge und brachte sie zum Funkeln. Das gleiche metallische Funkeln stand auch in den Augen der Frau, und Lucienne deutete es als Haß.

Sie stoppte mitten in der Bewegung. Damit war Rosa nicht einverstanden. Diesmal schnellte sie vor, und Lucienne, die nicht fähig war, sich zur Seite zu bewegen, spürte plötzlich den kalten Stahl der Klinge am Hals.

Sie stand sofort steif!

Über den Klingenrand hinweg schielte sie und blickte in das grau wirkende Gesicht der Rosa. »Miß!« flüsterte diese. »Miß, Sie spielen mit Ihrem Leben Seien Sie froh, daß Sie noch... ach was, Sie werden jetzt auf Ihr Zimmer gehen, oder es wird Ihr Blut sein das bald eine zweite Lache auf dem Boden bildet! Klar?«

Lucienne antwortete nicht Sie konnte es einfach nicht, weil sie durch die Reaktion der Frau zu geschockt war, denn damit hätte sie nie gerechnet.

»Nun?«

»Nehmen... nehmen Sie das Messer weg, verdammt!«

»Gehst du auf dein Zimmer, Miß?« Nach diesen Worten verstärkte sie noch den Druck der Klinge.

Noch lag die Breitseite an Luciennes Haut, doch die Frau hatte Angst davor, daß Rosa die Klinge herumdrehen und sie von links nach rechts ziehen konnte.

Das traute sie dieser Person mittlerweile zu!

»Nun, Miß?« Die beiden Worten waren kaum zu verstehen, da sie tief in Rosas Kehle geboren wurden.

»Ich... ich gehe...«

»Und wohin?«

»Zimmer...«

»In deins?«

Es kostete Lucienne starke Überwindung, die nächste Antwort auszusprechen, aber sie sah keine andere Chance mehr. Rosa brachte es fertig und schlitzte ihr die Kehle auf. »Ja!« hauchte sie. »Ich werde auf mein Zimmer gehen.«

»Das will ich Ihnen auch geraten haben Miß. Schließlich wollen Sie morgen heiraten.«

»Natürlich.«

Rosa schaute die junge Französin noch einmal lauernd an, als wollte sie sichergehen, auch keiner Lüge aufgesessen zu sein Dann zog sie die Klinge zu sich heran.

Sie steckte das Messer nicht weg, behielt es in der Hand und nickte, während sie gleichzeitig auf die Treppe deutete. »Sie kennen den Weg ja, Miß.«

Lucienne bewegte ebenfalls den Kopf. Dabei schluckte sie und schritt mit zitternden Knien los. Ihr Gesicht war schweißfeucht, am liebsten hätte sie das Schloß verlassen und sich irgendwo versteckt. Aber in die Kälte durch den Schnee laufen? Weit und breit befand sich kein Unterschlupf. Bis zur nächsten Stadt war es viel zu weit, sie wäre unterwegs in ihrer dünnen Nachtkleidung erfroren Dann lieber in diesen düsteren Räumen verweilen und die Nacht abwarten. Auch sie würde vorbeigehen. Wie jeder Alptraum.

Da Rosa ihr noch immer nicht so recht traute, blieb die Frau hinter Lucienne. Das Messer hielt sie so in der Hand, daß die Spitze auf den Rücken der jungen Braut zeigte. Lucienne bemerkte es, als sie

einmal einen Blick über die Schulter warf.

Nein Rosa ließ sie nicht entkommen.

Wieder breitete sich Gänsehaut auf ihrem Rücken aus, als sie die Treppe hochschritt. Die rechte Hand hatte sie auf das Geländer gelegt und hinterließ dort einen dünnen Schweißfilm, als sie Stufe für Stufe in die Höhe schritt.

Oben angekommen, drehte sie sich nach links und tauchte in den langen Gang ein.

Wie ein Schatten blieb Rosa hinter ihr. Sie paßte sich der Schrittfolge genau an, so daß von ihr so gut wie nichts zu hören war. Vorbei an den düsteren Gemälden der Ahnen gingen sie und erreichten endlich die Tür, hinter der Luciennes Zimmer lag.

Die junge Braut hatte nicht abgeschlossen Sie blieb für einen Augenblick an der Tür stehen und hörte Rosas auffordernde Stimme hinter sich.

»Gehen Sie in das Zimmer, Miß!«

Lucienne öffnete. Sie machte sofort Licht.

Automatisch schritt die Braut zu ihrem Bett. Auf der Kante nahm sie Platz. Dabei hatte sie sich so gedreht, daß sie die an der Tür stehende Rosa anschauen konnte.

Die Frau lächelte kalt. Sie ging noch nicht, denn sie hatte einiges zu sagen.

»Damit Sie es wissen, Miß. Ihr Verlobter ist nicht da. Es gab auch kein Heulen, Sie haben mich auch nicht gesehen und deshalb auch nicht dieses Messer hier!« Rosa hielt es in die Höhe. »Das existiert alles nicht. Sie haben wunderbar geschlafen. Tief, fest und traumlos, wie es sich für ein junges Mädchen in der Nacht vor seinem schönsten Tag gehört. Und am nächsten Morgen wird alles anders sein.«

Lucienne Lancomb schüttelte den Kopf. »Nein, das kann ich nicht. So etwas ist unmöglich. Ich werde nicht vergessen was ich hier

erlebt habe. Sie können mich zu vielem zwingen, aber dazu nicht. Haben Sie mich verstanden?«

»Was wollen Sie denn, Miß?«

»Alles sagen, aber auch alles.«

»Ihrem Verlobten etwa?«

»Genau!«

Rosa lachte in einem Tonfall, der außerordentlich sicher klang. »Miß, Sie kennen die Verhältnisse hier nicht. Das halte ich Ihnen noch zugute. Wer wird Ihnen denn glauben? Ihr Verlobter? Wohl kaum. Er und ich kommen miteinander aus. Vergessen Sie niemals, daß ich es gewesen war, der ihn als kleinen Jungen auf den Knien geschaukelt hat. Er hat es auch nie vergessen und mich mit einem entsprechenden Vorschuß an Vertrauen bedacht. Sie stehen auf verlorenem Posten. Auch bei dem Mann, den Sie morgen ehelichen werden, um zu mir in dieses Schloß einzuziehen.«

Jetzt lachte die Französin. »Ich hier einziehen? Nach allem, was vorgefallen ist? Nein, das glauben Sie doch selbst nicht. Eher bügele ich das Meer glatt, als daß ich hier wohne.«

»So war es beschlossen!«

»Das interessiert mich nicht mehr. Ich habe meinen eigenen Willen und lasse mich zu nichts zwingen.«

Rosa hatte den Worten schweigend gelauscht. Jetzt lächelte sie wieder.

»Wie Sie wollen, Miß, aber es ist beschlossen, daß Sie hier im Schloß bleiben. Ihr Platz wird ab morgen Mittag nach der Trauung auf Durham Castle sein.«

Lucienne sprang auf. Ihre Angst war plötzlich verflogen. »Ich lasse mich nicht zwingen!« rief sie. »Und von Ihnen erst recht nicht. Kümmern Sie sich um die Küche, aber lassen Sie mich in Ruhe! Ich will mit Ihnen nichts zu tun haben.«

»Wir reden später darüber. Denken Sie nur an meine Worte. Sie

haben einmal eine Entscheidung getroffen, dabei müssen Sie bleiben Angenehme Nacht, Miß.« Mit diesen letzten, spöttischen Worten zog sich die Frau zurück und verließ das Zimmer. Sie drückte die Tür zu, und sofort danach hörte Lucienne ein Geräusch, das sie erschreckte. Rosa schloß von außen ab!

Zweimal drehte sie den Schlüssel herum, und Lucienne war klar, daß man sie eingeschlossen hatte. Sie sollte nicht mehr aus dem Zimmer entkommen können.

Diese Tat der anderen überstieg ihr Begriffsvermögen. Sie fragte sich, wer sie überhaupt war, daß sich eine Person wie Rosa so etwas herausnehmen konnte.

Jetzt kam sie nicht mehr raus! Dennoch versuchte sie es. Hastig lief sie auf die Tür zu. Ihr dünner Morgenmantel schwang dabei. Der Stoff verfang sich an einer Kante des Himmelbetts und riß mit einem knirschenden Geräusch entzwei.

Lucienne war es egal, sie hatte nur die Tür im Blickfeld, probierte die Klinke, die sich nach unten bewegen ließ und stellte fest, daß Rosa tatsächlich abgeschlossen hatte.

Die junge Französin hörte sogar noch die sich allmählich entfernenden Schritte der Frau. Danach trat Ruhe ein.

Nur äußerlich, denn in Luciennes Innern sah es anders aus. Sie war regelrecht aufgewühlt. In ihrem Körper tobten Gefühle, die sie kaum mehr unter Kontrolle halten konnte. Sie ärgerte sich jetzt darüber, sich nicht stärker gewehrt zu haben, aber es war zu spät, sich irgendwelche Vorwürfe zu machen. Sie mußte die Tatsache akzeptieren, in dem Schloß, in dem sie ihr weiteres Leben verbringen sollte, eine Gefangene zu sein.

Mit schleppenden Schritten ging sie zurück zum Bett und ließ sich darauf nieder.

Ein paarmal schüttelte sie den Kopf, sprach Worte, die sie selbst nicht verstand, erhob sich und ging zu einem der drei Fenster. Als

letzte Möglichkeit konnte sie noch die Scheibe einschlagen, aber diese Schwäche wollte sie nicht zeigen.

Es mußte auch einen anderen Ausweg geben Wenn nur Frederik in der Nähe gewesen wäre. Dabei glaubte sie fest daran, daß ihr Rosa einen Bären aufgebunden hatte. Frederik befand sich bestimmt im Haus, er war nicht verschwunden Nein, das konnte sie sich einfach nicht vorstellen. Er hätte ihr etwas gesagt.

Während dieser Gedankengänge fanden ihre Finger die herabhängende Kordelschnur, zogen daran, so daß sich der Vorhang allmählich öffnen konnte.

Mit einem leisen Sirren schwang er zu Seite, so daß die Scheibe frei vor den Blicken der jungen Braut lag. Ihr Atem streifte das Glas, und es beschlug.

Lucienne wischte die Stelle frei, so daß sie nach draußen schauen konnte.

Die langen Scharten der Nacht lagen über dem großen Schloßpark. Sie waren dennoch nicht so dunkel, denn sie wurden durch die helle Schneedecke ein wenig grau und durchlässig gemacht, so daß die hohen, ein großes Rondell umgebenen Bäume klar und scharf hervorstachen. Auf Lucienne wirkten sie wie Riesen mit gewaltigen Armen, auf denen eine weiße Schicht aus Schnee lag. Seltsam klar und weitsichtig war die Luft trotz der Nacht. Schloß und Park lagen in einer nahezu gespenstischen Stille. Wenn sie den Kopf drehte, konnte sie rechts zwischen den Bäumen den der kleinen Kirche erkennen.

Diese Kapelle gehörte ebenfalls zum Besitz der Durhams. Am morgigen Tag sollte dort die Trauung stattfinden.

Luciennes Gedanken wurden pessimistisch, als sie sich mit diesem Thema beschäftigten Sollte sie sich wirklich trauen lassen und ihr Leben so radikal ändern? Oder war es besser, die Hochzeit noch länger hinauszuschieben? Wenn sie ein Kind normaler Eltern



gewesen wäre, hätte es da keine Probleme gegeben Aber was war in der Presse nicht alles über diese Hochzeit schon geschrieben worden Man erwartete zahlreiche Gäste. Unter ihnen befanden sich Adelige, Industriekapitäne und Manager. Natürlich durften auch die Reporter der einschlägigen Blätter nicht fehlen Jedenfalls war die Hochzeit in diesem Winter das herausragende gesellschaftliche Ereignis auf der Insel. Sie konnte nicht mehr zurück.

Höchstens zu ihrem Bett, und Lucienne hatte sich bereits halb gedreht, als sie den Schatten unten im Park sah. Sofort blieb sie stehen. Vor Minuten - oder waren schon Stunden vergangen? Da hatte sie das Heulen vernommen. Dieser Laut war ebenso gegenwärtig gewesen, wie die Gestalt im Park.

Sie rannte über den frischen Schnee!

Sehr genau schaute die junge Braut nach, und sie erkannte, daß es sich bei ihm um einen Menschen handelte. Aber weleher Mensch lief oder sprang wie ein Tier?

So geduckt, so abgehackt, nur mit einer Jacke und einer Hose bekleidet. Sie schüttelte den Kopf, schaute auf die kleinen glitzernden Kristalle, die der Mann bei seinem Lauf in die Höhe schleuderte, bis er plötzlich stehenblieb.

Nicht weit von dem großen Eingangsportal entfernt hatte er angehalten, warf seinen Kopf in den Nacken, so daß Luciennes Blick nun auf sein Gesicht fallen konnte.

Sie erschrak!

Gleichzeitig begann sie zu zittern, denn sie wollte nicht wahrhaben, was sie dort präsentiert bekam. Das war ihr Verlobter?!

Was machte Frederik im Schnee? Dazu mitten in der Nacht. Leider war die Distanz zu groß, so daß die Braut das Gesicht nur mehr als Flecken sah.

Es mußte ihr Verlobter sein!

Sie überwand ihre Starre und klopfte gegen die Scheibe. Das

Geräusch schwang durch die nächtliche Stille und mußte auch von Frederik vernommen worden sein.

Der Mann unten reagierte. Er hörte das Klopfen, schaute zum Fenster hoch, und für einen Moment hatte Lucienne das Gefühl, in Raubtieraugen zu blicken.

Was das ihr Verlobter?

Ein Mensch mit so fürchterlichen Augen, die in seinem dunklen Gesicht wie helle Punkte glühten?

Sie wollte es einfach nicht glauben, obwohl einiges dafür sprach. Denn der Mann dort unten trug die gleiche Kleidung wie Frederik. Sie kannte die Jacke und die Hose genau, und sie vernahm plötzlich einen schrillen Pfiff.

In die Gestalt des Mannes geriet Bewegung. Mit den gleichen, abgehackten Sprüngen, mit denen er über das Schneefeld gelaufen war, verschwand er auch wieder im Schlagschatten der Burgmauer und blieb dort auch hocken. Sekundenlang geschah nichts. Auch Lucienne bewegte sich nicht. Sie wartete. Dann hörte sie das Heulen. Klagend, unheimlich, gänsehauterzeugend. Auf ihrem Gesicht bildete sich das Muster, und sie fühlte den Schauer auf ihrem gesamten Körper, wo sie keine Stelle ausließ.

Nein diesmal hatte sie sich nicht getäuscht. Der Ton verklang allmählich in der Weite des Parks.

Doch wer hatte ihn ausgestoßen?

Lucienne hatte kein Tier gesehen.

War es etwa ihr Verlobter gewesen?

Sie erschrak über ihre eigenen Gedanken, lief zum Bett, warf sich darauf, preßte das Gesicht in das weiche Daunenkissen und begann heftig zu weinen...

\*\*\*

Irgendwann schlief Lucienne Lancomb ein!

Die Natur forderte ihr Recht, zudem waren die letzten Tage vor der

anstehenden Hochzeit ziemlich anstrengend für die junge Braut gewesen.

Der Schlaf war tief und traumlos. Lucienne Lancomb nahm überhaupt nicht mehr wahr, in welcher Umgebung sie sich befand. Sie sah und hörte nichts, auch nicht das schaurige Heulen das stets in unregelmäßigen Intervallen aufklang.

Dennoch wurde ihr Schlaf unruhiger.

Mitternacht war schon längst vorüber, als sie urplötzlich die Augen öffnete.

Das Licht hatte sie nicht gelöscht. Sie richtete sich auf, starrte in das Zimmer hinein und wußte im ersten Augenblick nicht, wo sie sich befand. Auf ihrem Kopf lag ein dumpfer Druck, im Hals spürte sie eine fast schmerzhaftige Trockenheit, so daß es ihr kaum möglich war, ein Wort zu formulieren.

Die Glieder schienen mit Blei gefüllt zu sein. Matt und erschlagen lag sie auf dem Rücken, und sie mußte sich sehr anstrengen, um eine sitzende Stellung zu erreichen.

Den Rücken preßte sie gegen das Kopfteil des Betts und starrte dorthin, wo sie am Fenster gestanden hatte.

Zwei Lampen schufen in dem Raum Inseln aus weichem Licht, und diese Helligkeit beruhigte Lucienne einigermaßen.

Aber was hatte sie geweckt?

Es war wie beim ersten Aufwachen gewesen. Urplötzlich war sie wieder da. Im Gegensatz zu vorhin hörte sie jetzt etwas. Es waren Schritte. Aber nicht die der Frau, denn an diese Schrittfolge erinnerte sich Lucienne sehr genau.

Die Schritte hier waren lauter und zielstrebig, denn sie näherten sich direkt der Tür, hinter der Luciennes Zimmer lag.

Davor stoppten sie.

Die Braut hielt den Atem an. Wie eine Puppe saß sie im Bett und rührte sich nicht. Sie versuchte, ihren Atem unter Kontrolle zu halten,

weil sie das keuchende Geräusch als störend empfand. Es gelang ihr nicht, und die unsichtbaren Schatten der Angst krochen näher und näher. Das Gesicht nahm einen lauernden gespannten Ausdruck an aus den Augen wurden Halbmonde, und der Mund bildete einen leicht gebogenen Strich. Von außen schabte etwas gegen das dicke Holz der Tür. Das Geräusch war nahe des Fußbodens aufgeklungen und wanderte höher, so daß es sich allmählich der Türklinke näherte. Die Tür ist zu! hämmerte es im Kopf der jungen Braut. Die Tür ist zu!

Wenn der oder die anderen keinen Schlüssel besitzen, wird es ihnen nicht gelingen, in das Zimmer zu kommen. Ich brauche keine Angst zu haben ich brauche...

»Lucienne...«

Da war die Stimme. So seidenweich, dennoch kratzend, unheimlich und auch gut zu verstehen »Lucienne...«

Jetzt wieder. Ein forderndes Rufen, ein geheimnisvolles Locken, das ihr noch mehr Angst einflößte, denn sie hatte plötzlich den Rufer erkannt. Es war Frederik ihr Bräutigam!

Zum erstenmal gelang es der jungen Braut wieder, sich zu bewegen. Sie hob den rechten Arm und preßte ihren Handballen gegen die Lippen. Das war nicht möglich. Er konnte und durfte es nicht sein. Aber hatte sie ihn nicht im verschneiten Park gesehen?

Lucienne Lancomb war völlig durcheinander. Sie wußte nicht mehr, was sie noch denken sollte.

War er da - war er nicht da?

Wieder rief er ihren Namen. Diesmal allerdings setzte er noch einen geflüsterten Satz hinterher.

»Hochzeit, mein Schatz. Wir feiern morgen Hochzeit, und du wirst mich heiraten...«

Nein! Nein! Ich nicht. Sie wollte noch schreien kein Laut drang aus ihrer Kehle. Die Angst schnürte sie zu.

Dann hörte sie das Lachen, das überging in ein gräßliches Geheul. Untermalt wurde es von harten trommelartigen Schlägen, die gegen das Außenholz der Tür hämmerten.

Lucienne Lancomb war dem Wahnsinn nahe!

\*\*\*

Es war kalt, Schnee lag in der Millionenstadt London, doch zum Glück hatte man auch die Landebahnen des Privatmaschinen-Flugplatzes geräumt, so daß die Maschinen starten konnten.

Sheila und Bill warteten bereits in der kleinen Halle auf mich, denn ich hatte mich um einige Minuten verspätet. Die beiden tranken Tee aus Pappbechern.

»Hallo!« grüßte ich und stellte meinen Koffer ab.

Bill schlug mir auf die Schultern, während Sheila den Kopf schüttelte.

»Hast du was?« fragte ich sie.

»Im Prinzip nicht. Aber es gibt das Gesetz der Regel. Immer wenn du dabei bist, liegt Ärger in der Luft.«

»Das mußt du nicht so eng sehen.«

»Beweise mir das Gegenteil!«

»Im Moment fällt mir nichts ein.« Ich mußte selbst über meine Worte grinsen, was die beiden Conollys auch bemerkten. Bill grinste mit, während mir Sheila den ausgestreckten Zeigefinger gegen die Brust drückte.

»Was hörte ich von Bill. Dieses arme Mädchen soll einen Werwolf ehelichen?«

»So ungefähr«, gab ich zu.

»Dann möchte ich nur mal erleben, wie ein Werwolf vor den Traualtar treten kann.«

»Das ist mir auch ein Rätsel«, erwidert ich.

»Wir werden es sehen«, faßte Bill zusammen, schaute auf seine Uhr und griff nach den Gepäckstücken »Wir müssen zum Rollfeld. Der

Pilot will pünktlich starten.«

»Hast du die Maschine gechartert?« fragte ich.

»Ja.«

Auch ich nahm mein Gepäck. Einen großen Koffer hatte ich mitgenommen. Er enthielt außer festlicher Kleidung auch noch den Ersatzkoffer mit meinen Waffen auf die ich keinesfalls verzichten wollte. Schon einmal hatte ich eine Hochzeit erleben müssen bei der das Grauen voll zugeschlagen hatte. Es lag Jahre zurück als der Schwarze Tod Will Mallmanns Frau Karin kurz nach der Trauung grausam ermordet hatte. So etwas sollte sich bei der vor mir liegenden Hochzeit nicht mehr wiederholen.

Draußen trafen uns die Kälte und der Wind. Es war ein widerlich naßkaltes Wetter. Die Temperatur lag um den Gefrierpunkt, und Sheila stellte den Kragen ihres Thermomantels hoch. Auf Pelzmäntel verzichtete sie, denn sie hatte oft genug zusehen müssen, wie Tiere für die Mode und die Launen der Frauen ihr Leben lassen mußten. Ich trug nur meinen Burberry. Gegen den steifen Wind stemmte ich mich an. Auf vorgezeichneten Wegen näherten wir uns dem wartenden »Vogel«, während in unserem Rücken die normalen Linienmaschinen den Landebahnen entgegensackten oder starteten.

Der Pilot grüßte aus seiner Kanzel. Eine Gangway stand bereit. Wir konnten die Maschine bequem betreten. Ich ging als letzter, warf noch einen Blick zurück und sah, daß die Gangway bereits von Helfern weggeschoben wurde.

Der Pilot gab uns die Hand. »Wir haben schon Starterlaubnis«, erklärte er uns. »Wenn sie Platz nehmen und sich anschnallen möchten wäre ich dankbar.«

Das taten wir selbstverständlich.

Die Maschine bot sechs Personen Platz. Da wir nur zu dritt waren, konnten wir es uns bequem machen, nachdem das Gepäck verstaут worden war.

Wir hatten uns locker angezogen. Die festliche Kleidung lag gut verstaут im Koffer.

Sheila trug einen zweifarbigen Pullover, der genau in der Mitte geteilt war. Die eine Hälfte war weiß, die andere zeigte ein helles Blau. Der dunkelblaue Rock paßte in der Farbe und die modernen Stiefel ebenfalls. Das Leder war weich wie Butter.

Wir hatten in den tiefliegenden, bequemen Sitzen unsere Plätze gefunden Kaum lagen die Gurte um unsere Körper, als die Maschine startete. Die Beschleunigung war deutlich zu merken Ich hatte die Beine ausgestreckt und entspannte mich. Wenige Minuten später konnten wir uns wieder losschnallen, durchstießen die trübe, winterliche Wolkendecke und entdeckten über uns einen herrlich blauen Himmel, denn die Sonne war inzwischen aufgegangen. Ich genoß die Sonne und die Weite des Firmaments.

Bill wandte sich mir zu. »Warum hast du Suko nicht mitgenommen?«

»Weil ich nicht so recht an die Werwolf-Geschichte glauben kann. Außerdem wollte ich ihm das Wochenende nicht vermiesen.«

»Damit wären wir beim Thema. Auch ich glaube nicht daran!« Sheila drehte sich um, damit sie mich anschauen konnte. »Dieser Bernie Winter hat dir einen Bären aufgebunden, John Glaub mir das!«

Ich nickte. »Sicher, kann sein. Ist alles möglich. Ich würde mich freuen wenn du recht hast Dann machen wir uns ein herrliches Wochenende mit allem Drum und Dran. Was hältst du von dem Vorschlag?«

»Das wäre am besten.«

»John«, sagte Bill und zog die Beine an, damit er sich auch drehen konnte. »Du hast mich doch gebeten Nachforschungen über die Familie der Durhams anzustellen.«

»Ist was dabei herausgekommen?«

»Eigentlich nicht«

»Erzähl es trotzdem.«

»Wenn du da einmal anfängst zu schnüffeln, bekommst du Minderwertigkeitskomplexe«, sagte Bill und zog die Stirn kraus.

»Sind sie so toll?«

»Noch toller, John. Die Familienchronik läßt sich bis ins frühe Mittelalter zurückverfolgen. Was die an Lords, Earls und Dukes hervorgebracht haben, ist unwahrscheinlich.«

»War auch ein schwarzes Schaf darunter?«

»Nicht nur eins, mehrere!«

»Weiter.«

Bill lachte. »Nichts weiter, mein lieber John. Die Spur der schwarzen Schafe verläuft im Nichts. Du findest sie nicht mehr wieder. Das Dunkel der Zeiten hat sie geschluckt. Aus, vorbei...« Bill fuhr über sein Kinn. »Außerdem blieb mir in der Kürze nicht genug Zeit, alles genauer zu untersuchen. Ich bin nach deinem Anruf noch losgefahren und habe einige Bekannte in ihrer Ruhe gestört. Man berichtete fast nur Positives. Bis eben auf die schwarzen Schafe, von denen man allerdings nicht wußte, wo sie geblieben waren.«

»Hast du irgendeinen Hinweis auf eine Werwolf-Magie oder Tiermagie ganz allgemein gefunden?«

»Nein, überhaupt nicht.«

»Du bist einem Irrtum aufgesessen, John. Sieh es ein!« sagte Sheila.

»Vielleicht!« Ich schaute nicht sie an, sondern Bill.

Der Reporter nickte. »Wenn du meine Ansicht hören willst, so tendiere ich zu Sheilas Meinung.«

Ein wenig skeptisch wiegte ich den Kopf. »John, ich habe viele Dinge erlebt, kenne, so wie Sheila, die Hölle fast von innen. Aber ein Werwolf, der heiratet und sich trauen läßt, das ist für mich ein wenig zuviel des Guten.«



»So sehe ich es im Prinzip auch.«

»Deshalb brauchen wir uns auch keine grauen Haare wachsen zu lassen und können die Hochzeitsfeier genießen. Das wird keine Horror-Hochzeit darauf kannst du dich verlassen.« Er wechselte das Thema. »Ist Bernie Winter eigentlich auch anwesend?«

»Er wollte kommen.«

»Dann kann er ja erleben, wie hirnrissig seine Ansicht war. Der hat keine heiße Story mehr gehabt und versucht nun die Pferde scheu zu machen.«

»Wir werden es sehen.«

Sheila schaute mich nachdenklich an. »Ich denke da wieder an das Gesetz der Serie. Immer wenn du dabei bist, John, gibt es Ärger.«

»Sonst wäre es ja langweilig.«

»Darauf kann ich verzichten.«

»Sagt mal, Freunde, wie läuft das eigentlich alles ab? Wann findet die Trauung statt?«

»Erst am Nachmittag. Wir haben noch genügend Zeit, um uns umzuziehen.«

»Und wo werden wir wohnen?«

»Das Schloß besitzt ein Gästehaus«, erwiderte Bill. »Da sind alle untergebracht.«

»Wobei für mich wohl kaum ein Zimmer frei sein wird.«

Bill winkte ab. »Dann schlafen wir eben zu dritt in einem Raum. Wird sowieso eine kurze Nacht. Eine Luftmatratze oder ein Feldbett werden wir wohl noch auftreiben können.«

»Gut, dann wäre das Problem auch gelöst.«

Unser Gespräch versiegte. Wir alle drei waren ziemlich müde. Bei mir war die Nacht auch nicht besonders lang gewesen. Ich hatte mir zwar keinen Film angesehen was Glenda sehr bedauerte, dennoch war ich nicht sehr früh ins Bett gegangen.

Der Schlaf kam schnell. Daß sich das Wetter änderte, bekam ich

nicht mit. Windböen schlugen gegen die Maschine und schüttelten sie durch. Wir gerieten auch in einen Schneesturm, dessen Geräusche mich allerdings aufweckten.

Der Schnee klatschte gegen die Scheiben. Die Maschine schüttelte sich wie ein alter Kohlesack auf einem Lastwagen, und der Pilot meldete sich über Lautsprecher. »Wir erreichen unser Ziel in etwa zehn Minuten. Ich habe mit den zuständigen Stellen des Flughafens Kontakt aufgenommen. Dort sieht das Wetter besser aus.«

»Wenigstens ein Vorteil«, murmelte Bill, der ebenfalls aufgewacht war und sich räkelte.

Der Pilot setzte zur Landung an.

Das Wetter hatte sich tatsächlich gebessert. Keine einzige Schneeflocke fiel mehr vom grauen Himmel. Leider war auch die Sonne nicht zu sehen. Kein Hochzeitswetter.

Der Flugplatz lag zwischen den Cleveland Hills und Durham. Die kleine Stadt am Wear River würden wir nicht zu sehen bekommen, denn es stand ein Bus bereit, der die Gäste zum Schloß brachte. Man hatte wirklich gut organisiert und an alles gedacht.

Wir waren so ziemlich die letzten Fahrgäste, die einstiegen. Aufatmend ließ ich mich in den Sitz fallen.

Bill saß vor mir, drehte den Kopf und grinste. »Meinetwegen kann die Hochzeit beginnen. Ich bin immer für Feste zu haben.«

»Hoffentlich wird es kein Horror-Fest!«

Sheila hatte meine Antwort gehört. »Rede nichts herbei, John...«

\*\*\*

Jede Nacht findet einmal ihr Ende. Auch die Nacht, die nun glücklicherweise hinter der jungen Braut lag. Aber wie fühlte sie sich am anderen Morgen?

Sehr schlecht?

Zwei Bedienstete standen ihr zur Verfügung. Sie lasen ihr jeden Wunsch von den Augen ab, versorgten sie, doch man konnte

Lucienne nichts recht machen.

Sie hatte keinen Appetit, einmal war es ihr zu warm, dann wieder zu kalt. Nicht einen Reporter ließ sie in das Zimmer, obwohl sie noch Interviews versprochen hatte.

Die Leute warteten vor Durham Castle und fluchten manchmal das Graue vom Himmel herunter. Ihre Stimmung war so trüb wie der Himmel. Durch Zufall war die kirchliche Trauung vor der standesamtlichen. Erst zwei Tage später sollten sie im Rathaus von Durham getraut werden. Frederik wollte einen bestimmten Mann haben, der die Zeremonie vornahm.

Lucienne war es egal gewesen. Sie stand am Fenster und schaute in den Schloßpark.

Die meisten Gäste waren bereits eingetroffen. Wer nicht mit dem Bus gebracht wurde, kam mit dem eigenen Wagen. Die Presseleute waren dabei, ihre Kameras auf die hohen Stative zu stellen. Alles sollte gefilmt und fotografiert werden.

Lucienne Lancomb war eher eine Frau, die den Rummel liebte. Ihr machte es nichts aus, im Mittelpunkt zu stehen, doch an diesem Tage haßte sie die Fotografen. Sie wünschte nicht nur sie weit fort, sondern alles andere auch.

Wenn nur ihre Eltern schon dagewesen wären. Mit dem Vater hätte sie sich aussprechen können, aber noch war keiner eingetroffen. Ihr Vater hatte in Glasgow zu tun gehabt. Wahrscheinlich waren die Eltern im Schnee steckengeblieben. Ein Unglück kam selten allein. Das bewahrheitete sich bei Lucienne wieder einmal.

Sie horchte auf, als es gegen die Tür ihres Zimmers klopfte. Es war nicht ihr Schlafrum, sondern eine Art Ankleide- und Wohnzimmer. Auf einer alten Couch lag sorgfältig ausgebreitet, das fantastische Hochzeitskleid aus Seide und Spitze. Sie würde es bald anziehen müssen, damit die Trauung beginnen konnte. Das Klopfen wiederholte sich. Jemand vom Personal konnte es nicht sein, die

pochten meist zaghafter, also mußte jemand vor der Tür stehen, den Lucienne kannte.

»Come in!« rief sie.

»Endlich!« Mit dem Aufschwingen der Tür vernahm sie die Stimme ihres Bräutigams. Das Lächeln eines Siegers auf den Lippen, betrat Frederik, Athur Earl of Durham das Zimmer, schloß die Tür und breitete die Arme aus, als sollte Lucienne hineinfliegen.

Sie blieb aber stehen, denn plötzlich kam ihr das alles wie eine Schmierenkomödie vor. Die Vorfälle der letzten Nacht, die gesamte Hochzeit, das fiel ihr wieder ein, und sie schüttelte den Kopf, ohne es eigentlich zu wollen.

Die Arme des Earls sanken nach unten »Himmel!« sagte er, »was ist denn los mit dir? Hast du was?«

»Nein, es ist alles in Ordnung.« Ihre Stimme klang bitter. Lucienne hatte Mühe, die Tränen zu unterdrücken.

»Wieso bitter? Aber Darling wir heiraten heute.«

Sie hob den Kopf. »Das ist es ja!«

Konsterniert blieb der Mann stehen. Seine Augen weiteten sich. »Wie soll ich das verstehen? Willst du nicht heiraten? Hast du es dir anders überlegt?«

»Ja...« Sie holte tief Luft. »Ich habe es mir überlegt.«

»Was ist es dann?«

»Fred, ich bin... ich bin...« Ihr fehlten die passenden Worte, um weiterreden zu können.

»Du bist unglücklich?«

»Ja, das ist es.«

»Aber Darling!« Der Earl lachte laut. »Ich habe schon öfter gehört, daß Frauen kurz vor dem entscheidenen Schritt anfangen zu flattern. Bei uns besteht kein Grund.«

Lucienne schaute den Earl an. Er machte einen so sicheren Eindruck. Seinen schwarzen Frack hatte er bereits übergestreift. Das

dunkelblonde Haar lag sorgfältig frisiert und verdeckte auch die ersten kahlen Stellen des Schädels. Der Bräutigam zählte fast 40 Lenze und war nicht mehr der Allerjüngste. Sein Gesicht zeigte noch die Sonnenbräune des letzten Skiurlaubs. Breit in den Schultern war er. Markant sprang das Kinn hervor. Dafür wirkte die Nase ein wenig flach. Am meisten fielen die Augen auf, da sie einen entschlossenen Ausdruck zeigten. Lucienne Lancomb ließ sich nach vorn sinken. Sie fiel in die Arme des Mannes und preßte sich an ihn. Danach hatte sie sich gesehnt, das hatte sie so gern getan, denn dabei bekam sie stets das Gefühl, daß nichts mehr passieren konnte.

Frederik strich einige Male über den Rücken seiner Verlobten »Tu mir einen Gefallen, Darling, sag mir ehrlich, was heute in dich gefahren ist.«

»Soll ich das wirklich?«

»Ich bitte darum!«

»Und hilfst du mir dabei?«

»Falls es in meinen Kräften steht, immer.«

»Und ob es in deinen Kräften steht, Fred. Sogar nur in deinen.«

Jetzt wurde der junge Earl doch hellhörig. Er drehte sich und stemmte seine Verlobte ein Stück weg, so daß er in ihr Gesicht schauen konnte.

»Was hast du nur?«

»Ich will hier weg, Fred!«

Der Earl begann zu lachen »Was willst du? Hier weg? Habe ich dich richtig verstanden?«

»Ja.«

»Aber die Hochzeit...«

»Die holen wir woanders nach«

Tief atmete der Mann ein »Wir können meinetwegen noch schneller verschwinden, als wir uns vorgenommen haben, aber erst nach der Trauung. So war es abgemacht.«

»Ich habe meine Ansicht geändert.«

»Einfach so?«

»Ja.«

»Das glaube ich dir nicht, Lucienne. Nein, nicht bei dir. Du bist sprunghaft, das gebe ich zu. Wenn es aber um entscheidende Dinge ging, hast du einen klaren Kopf behalten. Das fand ich an dir ja stets so gut und hervorragend.«

»Trotzdem will ich weg.«

»So ohne Grund?«

»Natürlich nicht. Es gibt einen Und dieser Grund hat auch einen Namen.«

»Bitte, dann sag ihn!«

In diesem Augenblick wurde gegen die Tür geklopft. »Moment«, sagte der junge Adelige und ließ seine zukünftige Frau los. »Ich werde anordnen, daß niemand mehr, den wir nicht...«

Die Tür wurde bereits aufgestoßen. Rosa stand auf der Schwelle und lächelte listig.

»Das ist er!« rief Lucienne und deutete mit dem Finger auf sie.

»Das ist der Grund. Wegen ihr will ich weg!«

\*\*\*

Bernie Winter hatte es ebenfalls geschafft. Er war mit dem eigenen Wagen gekommen und die Nacht durchgefahren Dementsprechend mies hatte er sich bei seiner Ankunft gefühlt, und wenn der schlaksige Bernie sich mies fühlte, war er ungenießbar.

Um anderen Mitmenschen nicht auf den Wecker zu fallen, legte er sich stets ins Bett und schlief.

Einen normalen Wecker brauchte er nicht, denn er hatte seinen inneren, der stets nach ungefähr vier Stunden »läutete«. Es klappte auch in der Behausung, die man den Presseleuten zur Verfügung gestellt hatte. Es war wirklich eine Behausung. Ein umgebautes Gartenhaus und ziemlich abseits auf dem Grundstück stehend. Dabei

zog es an allen Ecken und Kanten. Die Heizung funktionierte nicht, und in jedem Zimmer standen zwei Betten.

Eine Toilette war vorhanden, die man mehr als einen Eimer bezeichnen konnte.

Als Winter erwachte, griff er sofort zu seinen Glimmstengeln, hustete sich zuvor kräftig aus und sah, wie die Tür aufgedrückt wurde. Der Kollege, der das Zimmer mit ihm teilte, kam an. Er war von der Konkurrenz und wurde Locke genannt, weil sein Haar stets mit einem kühnen Schwung in die Stirn fiel.

»Du lieber Himmel, Bernie Winter! Du hast mir zu meinem Glück noch gefehlt.«

Bernie schaute den Kollegen über die Flamme des Feuerzeugs hinweg an »Keine Sorge, ich verziehe mich bald wieder. Kann deinen Gestank sowieso nicht ab.«

»Das mußt du Paffer gerade sagen.«

Bernie hob die Schultern und stand auf. Seinen langen Mantel hatte er beim Schlafen nicht ausgezogen. Alles, was er benötigte, bekam er in den extrem großen Taschen innen und außen untergebracht. Aus diesem Grunde hatte er auch auf einen Koffer verzichtet.

»Wo willst du hin?« fragte Locke.

»Das sage ich dir, wenn ich zurückkomme.« Mit diesen Worten verließ der Reporter das Gartenhaus. Wie immer klebte die Zigarette in seinem Mundwinkel.

Draußen blieb er vor dem Bau stehen. Er traf noch einige Kollegen, aber das, was er suchte, fand er leider nicht. Von Natur aus war Bernie faul. Aus diesem Grunde nahm er stets ein Taxi oder seinen eigenen Wagen. Doch auf dem Gelände war es verboten zu fahren, deshalb blieb ihm nur die Möglichkeit seinen Weg zu Fuß zu suchen.

Bis zur Trauung waren noch über drei Stunden Zeit. Diese Spanne wollte er nutzen und sich ein wenig umschauen. Zudem war er gespannt, ob Sinclair seinem Ratschlag gefolgt und tatsächlich hier

auf Durham Castle eingetroffen war.

Außerdem interessierte er sich für die Atmosphäre vor der Hochzeit. Er wollte ein paar Aufnahmen schießen, denn viele Leser fuhren auf solche Informationen voll ab. Selbst auf Kleinigkeiten am Rande. Bernie marschierte los.

Er war nicht zu erstenmal am Schloß und wußte, wo er herzugehen hatte. Ihn interessierte auch nicht das prachtvolle kreuzförmig angelegte Hauptgebäude mit seinen nach vier Himmelsrichtungen stehenden Trakten, sondern mehr die kleinen Nebenhäuser, die Schleichwege und der Klatsch des Personals.

Auch die Familiengruft der Durhams war nicht uninteressant. Gern hätte er sie einmal besichtigt, doch bei seinen vorherigen Besuchen war sie stets verschlossen gewesen.

Heute hatte sich daran bestimmt nichts geändert. Dennoch schlug er den Weg zur Gruft ein.

Daß er der erste war, der in diese Richtung schritt, erkannte er am jungfräulichen Schnee, den kein Fußabdruck zierte. Malerisch lag er zwischen den Bäumen und den sorgfältig gestutzten Büschen.

Auch blieb der Lärm hinter Bernie Winter zurück. Stille hielt ihn umfassen. Dieser Teil des Schloßparks war auch für Reporter nicht interessant. Und welche Sensationen sollte es da schon geben. Das Leben, die Ankunft der Gäste, das Posieren die Schau, dies alles spielte sich an der Vorderseite ab.

Um den Park und das Gelände ständig in Schuß zu halten, war das Areal zu groß. Zudem war man im Hause Durham auf die Gruft nicht besonders stolz. Man zeigte sie nicht gern vor und sprach lieber von den Lebenden als von den Toten.

Beinahe unscheinbar verschwand der Aufbau der Familiengruft zwischen dichten Bäumen.

Bernie Winter blieb in Deckung eines Baumstamms stehen und kaute auf seiner Zigarette.



Er konnte den Blick direkt auf die Gruft werfen, sah den Eingang und den flachen beinahe bungalowähnlichen Bau aus Ziegelsteinen. Er wußte nicht, wann sie errichtet worden war. Bestimmt noch in diesem Jahrhundert. Man hatte die Ahnen eben aus den alten Gewölben und Kellern umgebettet.

Eine leichte Sache.

Bernie Winter war der einzige. Das wunderte ihn. Er hatte eigentlich jemand erwartet.

Als er daran dachte, mußte er grinsen Wenn Sinclair von seinem Plan gewußt hätte, wäre er im Dreieck gesprungen und hätte sicherlich sofort mitgemacht, aber Bernie wollte die Sache allein erledigen.

Plötzlich störte ihn auch die Zigarette. Er nahm den Stummel aus dem Mund und schleuderte ihn in den Schnee. Dort verlosch die Glut mit einem zischenden Geräusch.

Sollte sein Geschäftspartner den richtigen Zeitpunkt verpaßt haben? Daran wollte der Reporter nicht so recht glauben, denn gelockt hatte er genug.

Ich weiß Bescheid!

Mehr hatte auf dem Zettel nicht gestanden, der einer bestimmten Person zugespielt worden war. Anschließend hatte Bernie dieser Person den Treffpunkt vorgeschlagen und wartete bisher vergeblich darauf, daß sich der andere zeigte.

Auch Winter wollte nicht mehr in der Kälte unbeweglich herumstehen, deshalb verließ er seinen Platz und näherte sich der großen Gruft. Bisher hatte er die Tür oder das Portal immer verschlossen vorgefunden nun wunderte er sich, daß er die reichlich verzierte Tür nach innen drücken konnte. Jemand hatte sie schon vorher geöffnet. Ein kaltes Grinsen zuckte über die Lippen des Reporters. Er konnte sich gut vorstellen wer dieser Jemand gewesen war, und zwar die Person, die auch seine Nachricht erreicht hatte.

Der Weg war geebnet.

Bernie Winter stieß die Tür auf. Sie knarrte, und der Reporter blieb auf der Schwelle stehen.

Selbst er, der abgebrühte Nachrichtenjäger, hatte ein seltsames Gefühl, als er in die Gruft schaute.

Hier brannte immer Licht.

Ein weißblauer Schein fiel auf die Särge, abgestrahlt von runden Deckenleuchten.

Prächtige Steinsärge, die dicht nebeneinander standen. Eigentlich war die Gruft wie jede andere auch, dennoch gab es etwas Besonderes an ihr. Sie diente auch als Versteck...

Er schritt die Särge ab. Schaute sich jeden an, las Namen, nickte zufrieden und ging weiter.

Still war es. Nur seine eigenen Schritte hörte Bernie Winter. Er ging in den Hintergrund der Gruft, wo die Särge mit den zuletzt verstorbenen Familienmitgliedern standen.

Da suchte er sehr genau und nahm sogar noch eine kleine Lampe zu Hilfe. Er las Namen von Männern und Frauen und er fand eingemeißelt in den Sargdeckel einen Namen, der ihm als Beweis diente: Frederik Arthur Durham - Earl of Durham...

Der Reporter murmelte den Namen einige Male nach und schüttelte den Kopf, als wollte er es kaum glauben. Aber es stimmte. Er hatte sich nicht verlesen.

»Das ist ein Ding«, wisperte er. »Hier hält sich also der Werwolf normalerweise verborgen, der heute heiraten will. Das glaubt mir keiner.«

»Es ist auch nicht nötig!«

Selbst Bernie zuckte zusammen, als er die kalte Stimme vernahm, die durch die Gruft hallte. Sie war so seltsam verzerrt und verfremdet, daß der Reporter nicht herausfinden konnte, ob es sich bei dem Sprecher um einen Mann oder eine Frau handelte.

Bernie sah den Unbekannten auch nicht. Dieser mußte sich geschickt zwischen den aufgestellten Särgen verborgen haben und auch etwas besitzen, das seine Stimme verzerrte.

Bernie Winter hatte sich wieder gefangen. »Sind Sie die Person, mit der ich...?«

»Es spielt keine Rolle, ob ich es bin. Sagen Sie mir, was Sie zu sagen haben, Mister.«

Bernie lachte. Er klatschte gegen den Sarg neben sich. »Ich wollte eigentlich mit jemandem sprechen, den ich auch sehen kann. Vielleicht mit einem Werwolf. Sind Sie einer, Mister?«

»Wer ich bin, braucht Sie nicht zu interessieren. Nehmen Sie nur an, daß ich da bin.«

»Das reicht mir nicht.«

»Dann kann ich es nicht ändern.«

Bernie nahm seine Brille ab und putzte die Gläser. Er gab sich in dieser etwas kalten und unheimlichen Atmosphäre der privaten Leichenhalle ziemlich gelassen und formulierte seinen nächsten Satz. »Wenn Sie es nicht für nötig halten, sich zu zeigen. Mr. Unbekannt, sehe ich mich gezwungen, mir auf andere Art und Weise ein konkretes Bild zu schaffen.«

»Wie denn?«

»Ich könnte zum Beispiel den Sarg, neben dem ich stehe, kurzerhand öffnen. Die Verriegelung habe ich mir bereits angeschaut. Es ist ganz einfach. Zudem scheint mir der Stein aus dem der Sarg angeblich bestehen soll, nur eine Imitation zu sein. Wenn ich dagegenklopfe, klingt es ziemlich hohl.«

»Dazu haben Sie kein Recht!«

»Doch, das habe ich!«

»Nein!«

»Die Öffentlichkeit muß es wissen, denn was ich in Erfahrung gebracht habe, stellt eine Gefahr für die Öffentlichkeit dar. Und

davor muß sie einfach bewahrt werden.«

»Wer die Ruhe der Toten stört, ist ein Frevler«, lautete die Antwort. Sie entlockte Bernie nur ein Lachen. »Bin ich denn der einzige, der die Ruhe der Toten stört? Wohl kaum. Dieser Sarg ist schon öfter geöffnet worden, das kann ich genau erkennen. Deshalb sollten Sie mit Ihren Behauptungen vorsichtig sein.«

»Noch können Sie gehen!«

»Das werde ich auch, vorausgesetzt, Sie erklären mir einige Dinge, die ich gerne wissen will.«

»Nie!«

»Dann sehe ich mich gezwungen, so zu handeln wie ich es mir vorgenommen habe. Auch Sie werden daran nichts ändern.«

Wenn sich Bernie einmal etwas in den Kopf setzte, führte er es auch durch. Er glich da einem Bluthund, der die Fährte seines Opfers verfolgte, auch wenn sie ihn in den Tod führte.

Die Beleuchtung war zwar nicht die beste, aber sie reichte für sein Vorhaben aus.

Bernie hatte auch keine Angst. Er wußte sich seiner Haut sehr wohl zu wehren.

Noch einmal pochte er gegen die Außenwand. Tatsächlich vernahm er ein hohl klingendes Geräusch. Dieser Sarg mußte aus normalem Holz bestehen und nur einen imitierten Steinüberzug besitzen. Winter schüttelte den Kopf. Nein, er war nicht so einfach reinzulegen. Die Informationen die ihm der Gärtner und Gruftwärter für teures Geld gegeben hatte, stimmten wenigstens zum Teil. Wenn sich das andere auch noch als Tatsache herausstellen sollte, war er hier einer Schweinerei auf die Spur gekommen die alles andere in den Schatten stellte, was er zuvor in seinem Leben entdeckt hatte. Da würde sich die Presse überschlagen. Es würde einen Wirbel geben, und die ach so gelittenen Durhams standen plötzlich in einem völlig anderen Licht. Wenn es klappte...

Bevor sich Bernie Winter an die Arbeit machte, schaute er sich noch einmal um.

Nichts Verdächtiges fiel ihm auf. Das Portal stand noch immer offen. Wenn auch nicht mehr so weit, denn die Tür war bis über die Hälfte zugefallen.

Das aus den Lampen strömende blaue Licht warf einen seltsamen Schein über die Ansammlung der Särge und ließ auch ihre Oberfläche anders aussehen, denn es gab ihr einen metallischen Glanz. Bernie schritt einmal um den Sarg herum. Die vier Verschlüsse an den Seiten glichen sich wie ein Ei dem anderen. Man brauchte sie nur aufzuhebeln. Er tat es.

Die Leichtigkeit, mit der die Verschlüsse in die Höhe klappten, ließ darauf schließen, daß sie öfter betätigt wurden, also hatte der »Tote« den Sarg bestimmt schon mehrere Male verlassen.

Bernie grinste, als er daran dachte. Das war wirklich eine Sache. Wenn alles stimmte, was er sich ausgerechnet hatte, würde für einige Leute ein Weltbild zusammenbrechen.

Noch war es nicht soweit. Zudem durfte er auch nicht den Sprecher vergessen, der ihn sicherlich beobachtete, obwohl Bernie selbst die Person nicht sehen konnte.

Würde sie ihn hindern, seine Pflicht zu erfüllen? Wenn ja, mit welchen Mitteln?

Auch mit den letzten und brutalsten?

Als Bernie daran dachte, bekam er schon ein komisches Gefühl. Er hatte es sich zur Devise gemacht, nie eine Waffe bei sich zu tragen. Nun hätte er sich gern einen Revolver oder eine Pistole gewünscht, aber er konnte sie nicht herzaubern.

Die Verschlüsse waren offen. Er brauchte nur den Deckel anzuheben. In den nächsten Sekunden würde es sich herausstellen, ob er mit seiner Vermutung recht gehabt hatte.

Ein Gefühl der Spannung überkam ihn. Er bezeichnete es als

beklemmend, denn es fiel ihm schwer, tief durchzuatmen, weil um seinen Körper ein unsichtbarer Reif lag der die Brust mehr und mehr zusammenpreßte. Wäre die Platte aus Stein gewesen, hätte er sie nicht in die Höhe bekommen aber sie bestand tatsächlich aus einer Imitation, und es war für Bernie fast ein Kinderspiel, den Sargdeckel anzuheben. Er kantete ihn senkrecht und hielt ihn dabei so unglücklich vor sein Gesicht, daß er nicht in den offenen Sarg hineinschauen konnte. Mit dem Deckel in der Hand drehte er sich herum und stellte ihn senkrecht an einen Sarg hinter ihm.

Das wäre geschafft. Tief atmete er ein. Er spürte den Schweiß auf seinem Gesicht und drehte sich wieder um, damit er endlich den Inhalt des Sargs betrachten konnte.

Die Hände hatte er auf den Sargrand gelegt. Seine Augen wurden groß. Das Blut verschwand aus seinem Gesicht, dessen Haut eine blasse Farbe annahm.

»Das... das gibt es doch nicht!« flüsterte er. »Das ist fast unmöglich.« Er löste eine Hand vom Sargrand und wischte über seine Augen. Dann sagte er mit leiser Stimme: »Ich hatte recht. Ich hatte ja so verdammt recht. Meine Vermutung stimmt. Wenn das die Welt...«

»Ja, wenn das die Welt erfährt!« vernahm er hinter sich die heisere, böse Stimme.

Gefahr!

Bernie wußte, daß sie ihm drohte, aber die makabre Faszination des Augenblicks hatte ihn eingekullt. Zu stark, wie er zugab. Der Reporter wirbelte herum. Er wußte, daß seine Argumente jetzt nur mehr Gewalt beinhalten konnten, und er sah nicht nur das verzerrte Gesicht seines Widerparts, sondern auch die lange Klinge des Messers. Sie kam von oben nach unten.

Bernie wollte weg.

Der Sarg hinter ihm stand im Weg. Er schaukelte, als Bernie

dagegen prallte, aber er stand fest. Und das Messer fand sein Ziel. Bernie Winter spürte den heißen, alles zerfressenden Schmerz in der Brust und sah das Gesicht seines Mörders über der Klinge, das allmählich zu einem grauweißen Brei zerfloß.

Nie hätte er gedacht, daß Sterben so schmerzen könnte.

»Narr, du hirnerkrankter Narr!« vernahm er die Stimme des Killers. »Du hast es nicht anders gewollt!« Das Messer verschwand aus seiner Brust und fuhr im nächsten Augenblick erneut auf ihn zu. Warum tut er das? dachte Bernie noch, bevor er zusammenbrach und dabei zur Seite kippte.

Er schlug zu Boden, was er nicht merkte, denn der Tod hielt ihn bereits umfassen. Kalt blickte ein Augenpaar auf den verkrümmt daliegenden Reporter.

»Niemand soll das Geheimnis erfahren. Die Zeit ist noch nicht reif. Aber bald...«

Der Mörder drehte sich um und ging. Er bewegte sich zwischen den Särgen als würde er dazugehören. Dann verließ er die Gruft und schloß die Tür zufrieden hinter sich...

\*\*\*

Der Earl of Durham wußte im ersten Augenblick nicht, was er dazu sagen sollte. Er schaute seine Braut an und sah Lucienne Lancomb mit zu Fäusten geballten Händen und verzerrtem Gesicht auf der Stelle stehen. Dabei starrte sie Rosa an.

»Welchen Grund meinst du, Lucienne?«

»Verstehst du denn nicht?« rief Lucienne verzweifelt. »Ihretwegen will ich weg!«

»Nein, das begreife ich nicht. Du, Rosa?«

»Tut mir leid, Sir, aber ich weiß nicht, was in Ihre Verlobte gefahren ist, mit Verlaub gesagt.«

»Ja, das finde ich auch.«

Lucienne schlug beide Hände gegen ihr Gesicht und schüttelte den

Kopf.

»Himmel, was seid ihr für Ignoranten. Sie, deine Rosa, hat die letzte Nacht zu einem Alptraum für mich gemacht. Es war grauenhaft. Sie hat mich...« Lucienne mußte schlucken, bevor sie weiterreden konnte. »Sie hat mich mit einem Messer bedroht...«

Der Earl zuckte zusammen »Stimmt das, Rosa?«

Die Frau lächelte. »Unsinn, Sir. Oder glauben Sie das wirklich?«

»Nein!«

Lucienne hatte die Hände sinken lassen Sie schaute jetzt ihren Verlobten an »Du glaubst ihr mehr als mir?« fragte sie.

»Im Prinzip nicht, aber welchen Grund sollte Rosa gehabt haben, dich zu töten?«

»Weil sie nicht wollte, daß ich zu dir kommen sollte.«

»Das kann ich mir nicht vorstellen Ich werde gern von dir gestört, auch wenn ich schlafe.«

»Moment, Moment«, sagte Lucienne, »dann warst du überhaupt nicht weg?«

»In der Nacht?«

»Ja.«

»Ich habe in meinem Bett gelegen und geschlafen. Denk an den Tag der heute vor uns liegt.«

»Ja, das sehe ich auch so. Aber sie«, Lucienne streckte einen Arm aus und deutete mit dem Zeigefinger auf Rosa. »Sie hat mir weismachen wollen daß du nicht im Schloß bist, sondern deinen Abschied vom Junggesellendasein feierst.«

Für einen Moment wurde der Earl nachdenklich. »Stimmt das, Rosa?«

»Nichts ist daran wahr. Welchen Grund sollte ich gehabt haben, Ihre Verlobte zu belügen, Sir?«

»Ja, das sehe ich auch so.«

»Aber es stimmte!« rief die Französin schrill.



»Lucienne, wir alle sind ein wenig überreizt. Ohne dich beleidigen zu wollen ich kann es mir nicht vorstellen daß Rosa so etwas tut. Erkläre mir ihr Motiv!«

»Das kenne ich nicht. Sie hat es aber getan. Ich habe es nicht geträumt.«

Rosa und der Earl schauten sich an Beide schüttelten die Köpfe, und beide lächelten auch, was Lucienne noch wütender machte. Sie sprang hoch. Für einen Moment sah es so aus, als wollte sie Rosa an den Kragen gehen doch der scharfe Ruf ihres Verlobten stoppte sie.

»Nicht!«

Lucienne veränderte sich von einem Augenblick auf den anderen Sie nickte, ihre Wangenmuskeln zuckten, und sie atmete tief durch. »Schon gut, ich sehe genau, daß ihr mir nicht glaubt. Es ist alles in Ordnung, machen wir einfach weiter.«

»Nichts ist in Ordnung«, fuhr der junge Earl sie an. »Ich will endlich wissen, was in der vergangenen Nacht passiert ist, als ich Trottel tief und fest schlief.«

»Es hat keinen Sinn. Du glaubst mir nicht.«

»Versuche es!«

Lucienne lachte auf. »Nun gut«, sagte sie. »Ich will es versuchen, aber wundere dich nicht.«

»Das habe ich mir abgewöhnt.«

Die Französin berichtete. Obwohl sie eigentlich zu ihrem Verlobten sprach, ließ sie Rosa keinen Augenblick aus den Augen. Dieses Weib stellte die heimliche Macht innerhalb des düsteren Schlosses dar. In ihrem Aussehen paßte sie genau dazu. Sie war ebenso dunkel, so unheimlich wie auch das alte Gemäuer. In ihrem Gesicht bewegte sich nichts. Rosa stand auf dem Fleck und hörte zu. Nur in ihren Augen lag ein böses Glitzern.

Auch Frederik rührte sich nicht. Sein Gesichtsausdruck fiel von einem Erstaunen in das andere. Er konnte es nicht fassen, was man

ihm da sagte, und er schüttelte mehrmals den Kopf, denn so etwas durfte es einfach nicht geben.

Als Lucienne ihren Bericht beendet hatte, ließ sie sich wieder auf einen Stuhl fallen. Ihre Wangen zeigten rote Flecken, die Lippen zuckten, und sie schaute ihren Verlobten fragend und hoffnungsvoll an.

»Well«, sagte dieser, blickte zu Boden und beschrieb mit der rechten Schuhspitze einen Kreis auf den Teppich. »Ich weiß wirklich nicht, was ich dazu noch sagen soll...«

»Sir!« mischte sich Rosa ein. »Ich will ja nichts behaupten aber ich könnte mir vorstellen daß Ihre Verlobte in den letzten Tagen zuviel durchgemacht und sich alles nur eingebildet hat. Verstehen Sie?«

»Unverschämtheit. Damit bezeichnen Sie mich als Lügnerin und stellen mich sogar noch in die Ecke der psychisch Kranken. Wem glaubst du mehr, Fred?«

»Ich habe geschlafen«, lautete die lahme Antwort.

»Du hast geschlafen?« flüsterte Lucienne erstickt und beugte sich vor.

»Ist das alles, was du zu diesem Thema zu sagen weißt?«

»Was soll ich denn noch hinzufügen? Hier steht Aussage gegen Aussage.«

»Und das schaurige Heulen? Das Kratzen an meiner Tür? Glaubst du denn, ich habe mir das alles eingebildet? Nein, mein Lieber. Jedes Wort, das aus meinem Mund kam, entsprach den Tatsachen, die du nicht anerkennen willst.«

»Hast du Beweise?«

»Du mußt dich schon auf meine Aussage verlassen!«

»Aber auch auf Rosas.«

»Sir«, mischte sich die Frau ein, bevor Lucienne noch etwas erwidern konnte. »Ich bin eigentlich gekommen um Ihnen zu sagen daß es allmählich Zeit wird. Die Braut sollte sich umkleiden. Die

beiden Schneiderinnen warten schon voller Ungeduld.«

»Natürlich, das wird erledigt. Ich danke dir.«

»O, keine Ursache.« Rosa nickte dem Earl noch einmal zu und schaute Lucienne an. Sie sagte nichts und lächelte nur falsch. Dann ging sie. Die Französin schaute ihr nach.

Mit der rechten Hand öffnete Rosa die Tür. Ihre Finger lagen auf der Klinke, die sie nach unten drückte und gerieten für einen Moment sehr deutlich in das Blickfeld der jungen Braut.

Über den Knöcheln schimmerte etwas rötlich.

Blut!

Rosa besaß eine blutige Hand.

Lucienne wollte ihr einige Worte nachrufen allein es fehlte die Kraft. Der letzte Anblick hatte sie so tief getroffen daß ihre Stimme versagte. Erst nach einigen Sekunden hatte sie sich gefangen, drehte sich zu Frederik um und fragte leise: »Hast du das gesehen?«

»Was denn?«

»Rosa hat eine blutige Hand!«

Der Earl hatte den Arm bereits halb oben, um sich gegen die Stirn zu tippen, ließ ihn aber im letzten Moment sinken, denn er wollte seine Verlobte nicht noch mehr reinreißen »Nein, ich habe es nicht gesehen«, erwiderte er leise. »Aber wenn du das sagst...«

Lucienne lächelte verloren »Ich merke schon du glaubst mir nicht. Das kann ich auch nicht verlangen Du kennst Rosa viel länger als mich und mußt mich für eine verlogene Person halten.«

»Nein Lucienne.«

»Keine Ausreden, Fred.« Sie ging auf ihren Bräutigam zu und warf sich in dessen Arme. »Weißt du was?« flüsterte sie. »Ich habe Angst vor der Hochzeit.«

»Aber Liebes...«

»Doch, eine schreckliche Angst. Da kann noch viel passieren. Ich fühle es.«

»Aber was soll denn schiefgehen?«

»Wenn ich das wüßte, wäre mir wohler. Die Ereignisse der Nacht kann ich einfach nicht vergessen. Ich habe das Gefühl, als würde sich über unserer beider Köpfe etwas Schreckliches zusammenbrauen das allmählich tiefer sinkt und uns vernichten kann.«

»Du sprichst, als hätten wir Feinde.«

»Haben wir nicht?«

»Nicht, daß ich wüßte.«

»Jeder Mensch hat Feinde, Fred, jeder.«

»Gut, wir können später darüber diskutieren. Meinetwegen auch in unserer Hochzeitsnacht. Jetzt aber sollten wir uns wirklich auf die Feier vorbereiten.«

Lucienne merkte, daß der Druck seiner Arme schwächer wurde, und sie stemmte sich aus Freds Griff. »Eine Frage habe ich noch.«

»Bitte.«

»Hast du in der letzten Nacht wirklich hier auf dem Schloß geschlafen?«

»Das habe ich.«

»Schwöre es!« Sie schaute ihn direkt an. »Versprich es mir. Gib mir dein Ehrenwort!«

»Ich gebe dir alles, was du willst, Lucienne. Ich habe in der Tat hier geschlafen.«

»Dann ist es gut.« Lucienne sah erleichtert aus, und ihre Schultern sanken nach vorn. »Ja, dann ist es gut.«

»Nur etwas war seltsam«, murmelt der Earl. »Es ist mir erst jetzt eingefallen, weil ich darüber nachdachte. Ich habe gut geschlafen. Zu gut, wie ich finde.«

»Wieso?«

»Auch als Bräutigam ist man vor der Hochzeit ziemlich aufgeregt. Meist schläft man recht schlecht. Ich habe tief und traumlos

geschlafen als wäre ich eingelullt worden.«

»Hast du ein Schlafmittel genommen?«

Heftig schüttelte der junge Earl den Kopf. »Nein um Himmels willen Wo denkst du hin?«

»Ich meine nur. Vielleicht hat man es dir auch in irgendein Getränk getan. Es ist alles möglich.«

Der Earl setzte sich in Bewegung, hauchte seiner Braut einen Kuß auf den Mund und öffnete die Tür. »Ich lasse jetzt die beiden Schneiderinnen kommen, es wird wirklich Zeit.«

»Natürlich.« Lucienne nickte.

Ihr Verlobter verließ das Zimmer und schritt den Gang entlang. Daß eine zweite Tür geöffnet wurde, sah er nicht. Und auch nicht das zu einem diabolischen Grinsen verzogene Gesicht der Rosa, das sich in dem Türspalt zeigte...

\*\*\*

Die gotische Kirche gehörte der Familie! Die Fundamente stammten noch aus romanischer Zeit. Als die Kirche einmal dem Erdboden gleichgemacht worden war und man sie wieder aufgebaut hatte, war die romanische Stilrichtung längst überholt.

Das Wetter hatte sich gehalten. Es war zwar kälter geworden, aber es schneite nicht. Der Himmel zeigte sich in einer seltenen Klarheit. Durch das Filigran der Zweige und Äste leuchtete der blaue Himmel. Ich stand ziemlich allein und abseits, denn der Zutritt zur Kirche war mir verwehrt worden.

Dort fanden nur geladene Gäste ihre Plätze. Die Conollys gehörten dazu und konnten sich in dem geheizten Kirchenschiff aufhalten. Ich stand zusammen mit anderen Reportern und Fotografen sowie den weniger bekannten Gästen vor der Kirche und bekam kalte Füße. Fast alle Menschen hatte ich mir angeschaut, ich kannte auch einige, doch ein Gesicht entdeckte ich nicht.

Das des Bernie Winter!

Zuerst hatte es mich nur gewundert. Je mehr Zeit verstrich, um so stärker wandelte sich meine Verwunderung in eine leichte Unruhe. Das war völlig unnatürlich, was Bernie Winter da tat. Der ließ sich ein solches Ereignis doch nicht entgehen, und in der Kirche befand er sich auch nicht. Außerdem war es verboten worden im Gotteshaus Aufnahmen zu schießen.

Die Reporter unterhielten sich über die Hochzeit. Sie werteten sie in ihren privaten Gesprächen zumeist ab, rissen ihre Witze und kamen auch auf andere Themen zu sprechen.

Ein Mann tat sich besonders hervor. Er behauptete, die Braut sehr gut zu kennen.

»Die hat an der Blauen Küste ein Leben geführt, von dem wir nur träumen können Freunde.«

»Und was war das?«

»Lucienne ließ keinen aus, kann ich euch sagen. Das war eine heiße Hose.«

»Weißt du noch mehr, Locke?«

»Nein, aber mein Konkurrent könnte euch tolle Sachen erzählen.«

»Sprichst du von Bernie?«

»Genau.«

Ich wurde hellhörig. Unauffällig schob ich mich näher an die Gruppe heran, um mehr von der Diskussion mitzubekommen.

»Wo steckt Bernie eigentlich?« rief ein kleiner Mann mit knallroten Haaren.

»Keine Ahnung.«

»Komm, Locke, ihr schlaft doch in einem Raum zusammen.«

»Das schon, aber er ist abgehauen. Wohin, das wollte er mir erst bei seiner Rückkehr erzählen.«

»Und du hast ihn gehenlassen?«

»Was sollte ich denn machen?«

»Seine Spur aufnehmen Wie ich Bernie kennen steckt er bestimmt

irgendwo in der Kirche. Vielleicht sitzt er neben dem Organisten und knipst von dort die besten Fotos.«

»Klar. Zuzutrauen ist dem Schlitzohr alles.«

Sehr interessiert hatte ich den Gesprächen gelauscht. Ich war jedoch anderer Meinung als Bernies Berufskollegen denn ich glaubte nicht daran, daß Winter in der Kirche steckte. Er war gesehen worden, das stand fest. Wo er sich aufhielt, wußte niemand.

Sollte er vielleicht etwas herausgefunden haben das für ihn lebensgefährlich war?

Als Polizist mußte ich so denken, denn ich hatte da meine Erfahrungen gesammelt.

Der Mann, der auf den Namen Locke hörte, begann plötzlich zu lachen.

»Ist vielleicht gut so, daß er sich versteckt hält. Da stiehlt der uns wenigstens nicht die Schau.«

»Damit gibst du zu, daß er besser ist als du.«

»In gewisser Hinsicht...«

Die Männer lachten. Damit war für sie das Thema beendet. Ich wandte mich wieder der Kirche zu. Das Portal war fest verschlossen. Die Mauern kamen mir dick und für die Ewigkeit gebaut vor. Die Klänge der Orgel drangen nur mehr gedämpft nach draußen, aber sie hörten sich an, als würde der Organist zu einem gewaltigen Schlußakkord ansetzen. Demnach mußte das Brautpaar die Kirche bald verlassen Auch die Reporter merkten dies und stellten sich bereits in Positur, die Kameras dicht an ihre Augen gepreßt. Jeder wollte das beste Foto erwischen, wenn das Brautpaar die Kirche verließ.

Zum Portal führte eine breite Treppe hoch, die aus drei Stufen bestand. Sie war vom Schnee geräumt worden dafür lag jetzt ein roter Teppich auf den Stufen, über den das Brautpaar und die Gäste schreiten sollten. Der Weg würde sie weiterführen bis zum Schloß

hin, wo dann die große Feier begann. Mich drängte man ab. Es war nicht tragisch. Ich konnte mich auch etwas versetzt von den Reportern aufbauen. Und zwar dort, wo das Personal wartete.

Die Bediensteten wollten sich diesen Augenblick nicht entgehen lassen. Die Frauen trugen mit Blumen gefüllte Körbe. Zahlreiche junge Mädchen waren darunter, und aus diesem Grunde fiel mir eine Frau besonders auf, weil sie älter war als die anderen. Sie trug einen etwas unmodern wirkenden dunklen Mantel und auf dem Kopf eine graue Pelzmütze. Ihr Blick war starr auf den Eingang gerichtet. Sie stand und schaute! Ihren Körper bewegte sie nicht. Dafür die Augen, und die rollten förmlich in den Höhlen. Sie schaute einmal nach links, dann wieder nach rechts. Nur selten hielt sie den Blick in eine Richtung, weil sie unbedingt alles mitbekommen wollte. In ihrem Gesicht regte sich kein Muskel. Mir fielen die scharfen Falten und Linien in der Haut auf. Es blieb zudem nicht aus, daß sich auch unsere Blicke trafen Als dies geschah, stellte ich zum erstenmal eine Reaktion bei ihr fest.

Unmerklich zuckte die Frau zusammen!

Ich hatte schon sehr genau hinschauen müssen, um dies feststellen zu können.

Kannte die Frau mich?

Für Sekunden schien es nur uns beide zu geben Ohne mit der Fremden auch nur ein Wort gesprochen zu haben, wußte ich, daß ich mir eine Feindin geschaffen hatte.

»Sie kommen!«

Dieser Ruf unterbrach meine Gedanken und riß mich aus der Starre. Augenblicklich setzte sich die Dienerschaft in Bewegung, um zu beiden Seiten des roten Teppichs Aufstellung zu nehmen, damit sie ihre Blüten und Blumen werfen konnten.

Ich wartete im Hintergrund.

Langsam schwang das Portal auf. Orgelklänge wehten nach



draußen. Erste Blitzlichter zuckten. Kameramotoren summten, und das Klicken der Fotoapparate vereinigte sich zu einer nie abbreißenden Geräuschkulisse im Hintergrund.

Das frisch vermählte Paar verließ zuerst die Kirche. Dahinter drängten sie die Gäste. Verwandte, Bekannte und Freunde, der Geld- und Hochadel.

Beifall erklang. In der kalten Winterluft wirkte er seltsam dünn und verwehte schnell.

Ich konzentrierte mich auf das Hochzeitspaar. Für einen Moment überfiel mich eine schreckliche Vision. Ich sah mich in einer kleinen Kirche stehen und ebenfalls ein Brautpaar beobachten, das Arm in Arm die Kirche verließ, um einen schrecklichen Überfall zu erleben.

Der Schwarze Tod erschien und tötete mit seiner Sense Karin Mallmann, die junge Frau des deutschen Kommissars.

Hier passierte nichts. Die Vermählten verließen völlig normal die Kirche. Sie standen nur im Gewitter der Blitzlichter und wurden mit Blumen regelrecht übergossen.

Ich hatte Zeit, mir die beiden anzuschauen.

Trotz des kalten Wetters hatte der Bräutigam auf einen Mantel verzichtet. Er trug nur seinen Frack, dessen Schöße im leichten Wind wie zwei Schwalbenschwänze flatterten.

Dieser junge Adelige machte auf mich den Eindruck eines Mannes, der genau wußte, wo es langging. Er zeigte keine Spur von Unsicherheit oder Nervosität.

Anders die Braut.

Aus den Presseberichten wußte ich, daß sie aus Frankreich stammte und sehr temperamentvoll sein sollte. Davon merkte ich in diesen Augenblicken nichts. Vielleicht lag es auch an dem langen Kopfschleier, daß ihr Gesicht so schmal wirkte, aber die Ränder unter den Augen hatten sicherlich andere Ursachen.

Auf mich machte sie den Eindruck, als hätte sie noch kurz zuvor

geweint. Das taten viele Frauen bei der Hochzeit, deshalb maß ich dieser Tatsache auch keine große Bedeutung bei.

Lucienne drückte sich eng gegen ihren Mann. So scheu, so verschüchtert, und auch ihre Blicke waren voller Nervosität. Man verlangte, daß sie lächelte, doch sie quälte sich dieses Lächeln regelrecht ab. Es wirkte nicht echt.

Das merkten auch die Reporter. Einige Stimmen übertönten das Klicken der Apparate.

»Mensch, die sieht vielleicht aus.«

»Als hätte sie keine Lust«, sagte ein anderer.

»Vielleicht hat er sie gezwungen.«

»No, die ist bestimmt schwanger.«

Diese Worte waren natürlich Wasser auf die Mühlen der Pressegeier. Es fielen noch manch schmutzige Bemerkungen die ich lieber verschweigen möchte.

Hinter uns rollten die Wagen an. Man hatte sich doch entschlossen, den Weg zum Schloß nicht zu Fuß zurückzulegen. Allen voran eine Hochzeitskutsche. Es folgten die Nobelkarossen. Wegen der Kälte trug die Braut eine weiße Pelzjacke, die sicherlich ein kleines Vermögen gekostet hatte.

Man stellte sich auf zum offiziellen Foto. Auch die Kinder, die die lange Schleppe getragen hatten, durften bleiben. Hinter dem Paar drängten sich die Gäste in einem Halbkreis zusammen.

Dieses Bild würde wieder durch sämtliche Gazetten geistern. Nur war das Wetter eben nicht ideal. Die meisten Gäste zitterten vor Kälte. Einige klapperten sogar mit den Zähnen.

Der Earl of Durham lächelte wie ein Filmstar. Er genoß den Auftritt, und auch der Gesichtsausdruck seiner jungen Frau änderte sich allmählich. Es wurde gelöster, ein Beweis, daß sie sich inzwischen wohler fühlte. Von Sheila und Bill entdeckte ich nicht viel. Die beiden hielten sich im Hintergrund. Sie wollten nicht

unbedingt auf dem Hochzeitsfoto erscheinen.

Relativ schnell löste der Earl die Gruppe auf. Sicherlich fror er, und man begab sich unter dem Blitzlichtgewitter zu den vorgefahrenen Wagen. Fahrer und Leibwächter hielten die Schläge auf. Die Gäste stiegen ein. Wer nicht mit dem eigenen Fahrzeug gekommen war, wurde mitgenommen.

Es gab eine genaue Reihenfolge des Festablaufs. Die Gäste trafen sich zu einem Umtrunk und dort erlaubte man es den Reportern noch, Fotos zu schießen.

Anschließend mußten sie verschwinden, da wollte die Gesellschaft unter sich sein. Mit Bill Conolly hatte ich abgesprochen, daß er mich irgendwie einschleusen würde.

Ich sah zu, in die Nähe des Reporters zu gelangen. Er wurde von einem Paar mitgenommen, das einen dunkelblauen Mercedes fuhr. Zuerst stiegen Sheila und die andere Frau ein. Sheila Conolly trug ein tolles Kleid aus blauer Seide. Die Haare hatte sie hochgesteckt.

Bevor Bill einstieg, piffte ich kurz. Er sah mich und schüttelte den Kopf. Seine Lippen formten zwei Worte. Alles klar!

Ich nickte, sah sein Winken und schaute zu, wie der Reporter einstieg und wegchauffiert wurde.

Ich stellte den Kragen meines Burberry hoch. Allmählich wurde es mir auch kalt.

Die meisten Reporter hatten sich bereits auf den Weg gemacht. Einen Bus bekamen sie nicht gestellt. Also mußten sie zu Fuß marschieren. Darüber ärgerten sich viele. Bernie Winter suchte ich vergebens. Auch jetzt hatte ich ihn nicht entdeckt, nachdem sich die Gäste zurückgezogen hatten. Allmählich bekam ich ein ungutes Gefühl.

Weshalb trieb sich Bernie nicht in unmittelbarer Nähe der Kirche herum? Er gehörte doch sonst immer zu den ersten, die am Schauplatz eines interessanten Geschehens erschienen.

Das wollte mir nicht in den Kopf.

Vielleicht befand er sich noch in der Kirche. Ich beschloß, dort nachzusehen.

Die Orgelklänge waren verweht, als ich das Gotteshaus betrat. In der Luft hing ein Geruch von Parfüm, Blumenduft und einer irgendwie feuchten, muffigen Wärme.

Langsam schritt ich den Mittelgang entlang und näherte mich dem Altar, vor dem die kleine Bank stand, auf der das Brautpaar gekniet und die Ringe gewechselt hatte.

Nein hier steckte Bernie Winter auch nicht. Ich ging einmal um die beiden Gangreihen herum und erreichte eine kleine Tür, die an der Seite lag.

Ein zweiter Ausgang. Ich öffnete ihn.

Hinter der Kirche begann der Wald. Die Bäume hatten ihre Blätter verloren. Sie lagen unter dem Schnee begraben, und in der weißen Schicht entdeckte ich Fußabdrücke, die sich von der Kirche entfernten und hinein in den Wald führten.

Es kam mir sehr gelegen, daß sich der Wald so licht präsentierte, deshalb entdeckte ich auch die einsame Gestalt, die sich mit hastigen Schritten entfernte und mir den Rücken zuwandte.

Ich schaute genauer hin.

Den Flüchtling kannte ich. Es war eine Frau. Und zwar diejenige Person, die mich so starr angesehen hatte, kurz bevor das Brautpaar die Kirche verließ.

Und jetzt lief sie weg.

So schnell, daß es schon fast einer Flucht glich.

Da stimmte etwas nicht!

Einen besonderen Grund, ihr nicht trauen zu können, hatte ich nicht, aber ich dachte an den Blick mit dem sie mich bedacht hatte, und jetzt kam noch diese eilige Flucht hinzu.

Da lag etwas im Argen.

Eigentlich hätte ich zum Schloß laufen müssen, diesen Vorsatz änderte ich und nahm statt dessen die Verfolgung der mir bisher noch namentlich unbekannten Person auf.

Sie hatte einen sehr großen Vorsprung. Auch wenn ich mich beeilte, war es nicht so einfach, sie zu finden denn der Wald wurde plötzlich dichter. Der Weg verschwand. An beiden Seiten rückte er zusammen und wurde zu einem Pfad.

Nachdem ich innerhalb dieses großen Schloßparks die Orientierung verloren hatte, blieb ich zunächst einmal stehen und schaute mich nach allen Seiten um.

Von der Frau entdeckte ich nichts. Nicht einmal Spuren oder Abdrücke im Schnee.

Demnach hatte ich eine falsche Richtung eingeschlagen, drehte mich wieder um und lief so weit zurück bis ich die ersten Abdrücke im Schnee entdeckte.

Diesen folgte ich nun exakt.

Schon bald mußte ich nach links abbiegen wo die Bäume nicht so dicht standen, der Boden aber leicht wellig war. Über einen schmalen Pfad konnte ich gehen. Den hatte ich zuvor leider nicht gesehen. Vom Trubel der Hochzeit war hier nichts zu hören. Die Stille des Schloßparks umgab mich, und ich vernahm das Knirschen meiner Schritte im Schnee, der auf seiner oberen Fläche einen leichten Eisfilm aufwies.

Ständig hielt ich Ausschau nach der Frau. Ich stellte mich dabei auf die Zehenspitzen, um über Zweige blicken zu können aber ich sah sie nicht mehr.

Der Wald hatte sie verschluckt.

Nur die Fußspuren wiesen mir den Weg.

Klar und rein war die Luft. Tief atmete ich durch. Das tat meinen Lungen sehr gut, aber nicht dieser seltsam scharfe Geruch, den ich plötzlich wahrnahm.

Unwillkürlich blieb ich stehen!

Da verbrannte jemand etwas. Ich schnüffelte noch weiter und stellte fest, daß mir der Geruch direkt entgegengetrieben wurde. Er kam also von vorn, aus der Richtung, in die auch die seltsame Frau gelaufen war. Hatte sie ein Feuer gelegt?

Ich beeilte mich. Mit großen Schritten stürmte ich voran, lief auf einen kleinen Hügel, wo ich einen besseren Überblick besaß, und sah den grauen Rauch vom Boden her in die klare Luft steigen. Er fand zielsicher seinen Weg durch den Wirrwarr der Zweige und Äste, bevor er vom Wind zerflattert wurde.

Ich merkte mir die Stelle, damit ich sie auch leicht finden konnte und lief los.

War die Schneedecke dünner, trat ich sie durch, und unter meinen Sohlen knackten noch die im Herbst abgefallenen Blätter. Je weiter ich lief, um so dichter wurden die Rauchschwaden, schließlich sah ich die ersten blassen Flammen geisterhaft zucken. Der Rauch verzerrte ein wenig die Perspektive.

Ich hielt mich nicht mehr an den Pfad, sondern brach wie ein Tier durch die Büsche. Die harten Äste und Zweige knickten weg ich bekam freie Bahn und freie Sicht.

Vor mir lag eine winzige Lichtung.

Auf ihr brannte das Feuer. Jemand hatte trockenes Holz zusammengelegt. Es knackte, sprühte, knisterte und auch der Gestank nach sich verflüchtigendem Benzin drang in meine Nase. Das machte mich mißtrauisch, und ich trat dichter an den Flammenkreis heran Da sah ich es.

Nicht nur Holz wurde verbrannt, denn unter einem schräg liegenden verkohlten Aststück schaute geisterhaft bleich die Hand eines Menschen hervor.

Die Haut hatte sich bereits an den Fingerspitzen zusammengezogen, dennoch sah ich, daß die Finger einen gelben Nikotinfilm aufwiesen.

Da wußte ich, wer vor meinen Augen verbrannte.  
Bernie Winter!

\*\*\*

Deshalb hatte er sich nicht mehr gemeldet und war auch nicht an der Kirche erschienen.

Ich wurde oft mit grauenhaften Dingen konfrontiert, aber dieses Ereignis traf mich so unerwartet, daß ich in den Knien ein weiches Gefühl spürte. Damit hatte ich nicht gerechnet!

Natürlich schaute ich sofort nach, ob noch etwas zu retten war, doch das Feuer hatte sich schon zu schnell ausgebreitet und den Menschen erfaßt. Manchmal, wenn der Wind von der Seite her in die Flammen fuhr und sie wegbog, konnte ich einiges von dem erkennen, was einmal Bernie Winter gewesen war.

Ich schüttelte mich, drehte mich um, und dachte daran, daß der Mörder noch keinen großen Vorsprung haben konnte. Ich sah ihn nicht, sondern schaute auf eine Wand aus Büschen und Bäumen. Stumme Zeugen, die mir keine Auskunft geben konnten.

Hatte ich es wirklich mit einem Mörder zu tun oder mit einer Mörderin? Gewiß, ich hatte eine Frau verfolgt, und vielleicht war sie es auch gewesen, die das Feuer und damit auch die Leiche angezündet hatte, einen hundertprozentigen Beweis allerdings hielt ich nicht in der Hand. Wobei ich hoffte, mit meiner Vermutung den Tatsachen schon recht nahe gekommen zu sein.

Hier konnte ich nichts mehr tun, nicht mehr helfen. Jetzt mußte ich dafür sorgen daß der oder die Mörder gestellt wurden. Plötzlich betrachtete ich den Fall auch wieder aus einem anderen Blickwinkel. Der Reporter mußte etwas entdeckt haben, was für die andere Seite existenzbedrohend war. Deshalb auch diese Reaktion. Nur - hinter welches Geheimnis war Bernie Winter gekommen?

Auf diese Frage gab es noch keine Antwort. Er selbst hatte mir etwas von Werwölfen erzählt, und da mußte ich einhaken.

Ich stellte mir die Szene vor, als das Paar die Kirche verlassen hatte. War der Mann tatsächlich ein Werwolf?

Nein! Ein schwarzmagisches Wesen konnte nicht in eine Kirche gehen und sich trauen lassen. Das widersprach den Regeln der Magie. Ihn wollte ich von meiner Liste streichen.

Wer blieb dann?

Niemand. Vielleicht die seltsame Frau, die ich verfolgt hatte. Bei ihr war ich mir sicher, daß sie auch zum Schloß gehörte. Vielleicht war sie verwandt oder zählte zum Personal. Möglich war alles. Jedenfalls hatte die Sachlage ein anderes Gesicht bekommen, und ich mußte auch Bill Conolly warnen.

Mit diesem Vorsatz machte ich mich wieder auf den Weg. So schnell wie möglich wollte ich zum Schloß, denn das Geheimnis mußte gelüftet und der heimtückische Mord gesühnt werden. Auf die Umgebung achtete ich kaum noch und sah auch nicht das glitzernde Augenpaar, das meinen Weg lauernd verfolgte...

\*\*\*

Rosa rieb ihre knochigen Hände! Eigentlich hatte alles gut geklappt, bis eben auf diesen Neugierigen, der ihr gefolgt war und leider die Leiche entdeckt hatte. Wer war dieser Mann?

Rosa hatte ihn noch nie gesehen. Dennoch war sie sicher, daß von ihm eine nicht zu unterschätzende Gefahr ausging. Mit anderen Reportern und Fotografen wollte sie ihn nicht in einen Topf werfen. Dieser Mann war anders.

Sie beobachtete ihn, und ihre Hand hielt das Messer, mit dem sie so gut umgehen konnte. Für einen Moment spielte sie mit dem Gedanken, das Messer in den Rücken des Mannes zu schleudern, doch die Entfernung war zu groß. Und geräuschlos konnte sie sich ihm nicht nähern. Sie wollte ihn laufenlassen. Nach diesem Entschluß versuchte sie, sich in die Gedankengänge des Fremden hineinzusetzen. Was konnte der Mann jetzt unternehmen?



Zurück zum Schloß laufen. Natürlich, das würde er tun. Er würde Alarm schlagen, dann war der Skandal perfekt Ein Skandal, der Rosa zwar nicht weiter störte, der aber gleichzeitig zu früh kommen würde, was ihr überhaupt nicht paßte.

Da hätte sie doch versuchen sollen, ihn umzubringen Jetzt war es leider zu spät, sein Vorsprung hatte sich zu sehr vergrößert. Rosa löste sich aus ihrer Deckung. Zum Schloß führte der linke Weg sie aber schlug den entgegengesetzten ein denn sie wollte nicht zum Schloß, sondern zum Grabmal.

Jetzt zählte jede Sekunde.

Wer Rosa sah, hätte ihr Alter mindestens auf 60 Jahre geschätzt und wäre überrascht davon gewesen wie schnell sie laufen konnte. Da stand sie einer Jüngeren in nichts nach, denn sie umging geschickt die Büsche, Baumstämme und sperrigen Zweige. Man merkte, daß sie sich gut auskannte.

Der Wald wurde lichter. Immer stärker traten die Bäume zurück, sie bildeten nur mehr vereinzelte Gruppen. Rosa erreichte den Weg, der sie direkt zum Grabmal führte, aus dem sie zuvor den Toten herausgeschafft hatte.

Bevor sie die Stufen des Grabmals hochschritt, schaute sie sich kurz um. Kein Verfolger in Sicht!

Sie kicherte hohl. Wie sollte dieser Typ auch auf die Idee kommen daß sie nicht den Weg zurück zum Schloß, sondern den genau entgegengesetzten eingeschlagen hatte?

Ja, sie war schon schlau.

Einen Schlüssel besaß sie, schloß auf und stemmte die schwere Tür der Grabkammer nach innen Wieder knarrte es in den Angeln, und Rosa verzog das Gesicht, weil sie dieses Geräusch einfach als störend empfand. Leider konnte sie es nicht abstellen.

In Reih und Glied standen die Särge. Rosa nahm den Mittelgang und wurde von der unheimlichen und bedrückenden Atmosphäre der

Gruft verschluckt. Hier lauerte die Stille des Todes. Wehe dem, der die Ruhe der Toten störte.

Rosa hatte sie gestört, denn sie hörte zu den wenigen Personen, die es durften.

Ihr Ziel lag auf der Hand.

Es war der offene Sarg am Ende der Gruft!

Noch immer stand der Deckel hochkant, und Rosa konnte bequem in das Unterteil hineinschauen.

»Mein Freund!« flüsterte sie, wobei sie die Lippen wie zum Kuß spitzte.

»Mein guter Freund. Ich freue mich, daß du hier liegst und es den anderen zeigen wirst. Niemand weiß von dir, nur wenige Eingeweihte. Und niemand weiß, daß heute dein großer Tag ist. Nicht der Tag des anderen, sondern deiner. Lange haben wir warten müssen, nun hat die Hölle ein Zeichen gegeben. Deshalb bitte ich dich, mein Lieber, steh auf! Verlasse diese unwürdige Stätte und geh dorthin, wo du hingehörst!«

Der Tote blieb so. Steif und starr lag er auf dem Rücken. Das von der Decke fallende bläuliche Licht streifte ihn nur, und nichts wies darauf hin, daß er die Worte der Frau vernommen und auch verstanden hatte. Rosa griff über den Sargrand hinweg und faßte nach der Hand des Toten. Sie hob den Arm an, führte sie in Richtung ihres Gesichts und preßte den kalten Händerücken gegen ihre warme Wange.

Ein Nichteingeweihter hätte sich kaum einen Reim auf dieses Bild machen können. Vielleicht hätte er angenommen, eine Mutter würde ihren Sohn begrüßen oder Abschied nehmen, doch diese Szene war angereichert mit einem subtilen Horror, wobei er deshalb so schwer wog, weil die Frau mit einem Toten redete.

Sie sprach leise auf ihn ein. Es waren zischende Worte, und sie redete von der Vergangenheit.

»Deine Zeit ist da. Das Schicksal hat die Weichen gestellt. Du wirst das Erbe übernehmen, denn du bist der Wahre, der Einzige. Steh auf, mein Lieber! Mach es wie in der letzten Nacht!«

Sie ließ nach diesen Worten die Hand los, aber der Arm fiel nicht nach unten sondern blieb in der Luft hängen Dabei schwebte er über dem Sargrand und wirkte so, als wäre er dem Grund der Totenkiste entstiegen.

Rosa schritt an der Längsseite des Sargs entlang und blieb vor seinem Fußende stehen Sie beugte den Kopf nach vorn, die schmalen Lippen öffneten sich spaltbreit, wobei sich die Falten im Gesicht noch tiefer in die Haut gruben.

»Mein Lieber, ich bitte dich, komm hoch! Komm zu mir, nur zu mir. Verlasse endlich diese ungastliche Stätte, die deiner nicht würdig ist...«

Und der Tote gehorchte.

Ein gespenstisches Bild entstand. Steif hatte er im Sarg gelegen, und ebenso steif richtete er seinen Oberkörper wieder in die Höhe, so daß er eine sitzende Stellung erreichte. In seinem Gesicht regte sich nichts. Es war blaß und bleich, eben das einer Leiche.

»Ja!« flüsterte Rosa. »Ja, mein Lieber, so ist es recht. So ist es gut. Ich bewundere dich. Du bist nicht gestorben, du lebst!«

Der Tote blieb sitzen!

Er hatte ein menschliches Gesicht, doch als er seinen Mund öffnete, da war es deutlich zu sehen Sein Gebiß glich dem eines Werwolfs!

\*\*\*

Der kleine Cocktail-Empfang war beendet, und die letzten Reporter wurden gebeten das Schloß zu verlassen Man war unter sich!

Die Spitzen der Gesellschaft konnten endlich aufatmen Kein Blitzlicht blendete mehr, kein Kameramotor surrte, kein Apparat klickte. Man brauchte auch nicht nur zu lächeln und konnte sich geben, wie man eben wollte.

Das Brautpaar ließ man hochleben!

Es wurde angestoßen Aus den Flaschen floß bester Champagner. Lautlos und lächelnd eilten die Bediensteten von einem Gast zum anderen, um auch allen Wünschen gerecht werden zu können Bill und Sheila hatten sich etwas abgesondert. Das Brautpaar war dabei, die Geschenke auszupacken. Es befanden sich sehr kostbare Sachen darunter, z. B. alter Schmuck, Graphiken, Gemälde. Die Conollys hatten ebenfalls eine moderne Graphik geschenkt. Der Preis hielt sich in Grenzen, denn die beiden wollten nichts übertreiben Im gesamten unteren Teil des Westflügels wurde gefeiert. Man hatte die Türen der einzelnen Säle geöffnet, so daß, wenn später die Musiker zum Tanz aufspielten, die Paare von einem Saal in den nächsten tanzen konnten.

Sheila lächelte, als sie ihrem Mann zuprostete, am Sektglas nippte und das Lächeln beibehielt.

»Was hast du?« fragte Bill.

»Bis jetzt hat doch alles geklappt.«

»Klar.«

»Und keine Spur von einem Werwolf.«

Bill wiegte den Kopf. »Mal den Teufel nicht an die Wand, Mädchen. Was nicht ist, kann noch kommen.«

»Diesmal hat John sich geirrt.« Sheila setzte ein perlendes Lachen hinterher.

Bill runzelte die Stirn. »Wenn das wahr ist, dann gebe ich einen aus.«

»Was denn?«

»Du kannst es dir aussuchen.«

Sheila trank wieder und hängte sich bei Bill ein »Herrlich, wie ernst du heute auf einmal bist.«

»Dafür lachst du um so mehr.«

»Ich habe auch einen Schwips.« »Das habe ich bereits bemerkt«,

sagte der Reporter und nickte heftig.

»Nicht nur einen Schwips, sondern gleich mehrere.«

»Was du immer denkst. Laß mich doch. Hauptsache ist, daß ich mich wohl fühle.«

»Das sollst du auch.«

Sheila tippte ihrem Mann mit dem Zeigefinger gegen die Brust.  
»Sag mal, Bill, wie lange ist es eigentlich her, daß wir so gelöst waren. Ich meine, bei so einer Feier.«

»Sehr lange, mein Schatz.«

»Zu lange.«

»Denk daran als sich der Teufel meldete und dich...«

Sheila legte ihrem Mann schnell den Finger auf die Lippen Sie schüttelte den Kopf. »Bitte, Bill, nicht davon anfangen! Das ist einfach zu schlimm. Ich habe lange gebraucht, um es zu vergessen. Auch jetzt hängt es mir in meinen Träumen noch hin und wieder nach.«

»Entschuldigung...«

»Ist ja egal.«

»Was steht ihr eigentlich hier in der Ecke herum?« Ein Mann im weißen Smoking trat auf die beiden Conollys zu. Sein Haar war grau, er trug es wie eine Löwenmähne. Das Gesicht zeigte noch die Bräune eines schweizerischen Winterkurortes.

»Hey, Harold«, begrüßte Bill den Mann »Immer noch im Geschäft?«

»Noch mehr«, lautete die Antwort. »Die Zeitschriften reißt man mir aus der Hand. Nur Ihre Frau will nicht. Oder haben Sie es sich überlegt, Sheila?«

Bills Frau winkte ab. »Um Himmels willen Harold. Bleiben Sie in der Modebranche. Sie sind einer der Zaren. Hin und wieder leiste ich mir ein Kleid von Ihnen.«

»Leisten ist gut.«

»Sie sind doch teuer«, sagte Bill.

Der Mann mit der Löwenmähne verzog das Gesicht zu einem Lächeln.

»Dafür auch einmalig. Ich hab in New York jetzt eine Filiale eröffnet. Der Laden läuft ausgezeichnet, sage ich Ihnen.«

»Ach ja?« fragte Sheila.

»Wollen Sie mehr darüber wissen?«

»Würde mich interessieren.«

Das kam Bill Conolly sehr gelegen. »Natürlich, Sheila«, sagte er. »Vielleicht kann dir der gute Harold noch einige Tips geben. Dann steigst du wieder in das Geschäft ein, um ihm Konkurrenz zu machen.«

»Nein Bill, Partner. Wir werden Partner.« Der Reporter lächelte. »Das ist ein späteres Thema. Ihr entschuldigt mich?«

»Aber gern«, rief Harold Lester, der Modemacher. »In einer solchen Gesellschaft halte ich es Stunden aus.«

»Übernehmen Sie sich nicht«, sagte Bill lachend und verschwand. Sheila schaute ihm ein wenig nachdenklich hinterher, bevor sie von Lester wieder in ein Gespräch verwickelt wurde.

Bill verließ den Raum. Er hatte auf die Uhr geschaut und sich wieder an John Sinclair erinnert. Beide hatten abgemacht, sich zu einer bestimmten Zeit zu treffen und die war schon fast vorbei. In der großen Eingangshalle waren Bedienstete dabei, das kalte Büffet aufzubauen. Das Portal stand offen Bill sah mehrere Kühlwagen nahe der Treppe parken. Die Ladetüren waren weit geöffnet, und Männer in hellen Kitteln schleppten die Speisen und Getränke in das Schloß, um sie auf den langen Tischen dekorativ aufzubauen.

Da die Gelegenheit so günstig war, nutzte Bill Conolly sie und huschte nach draußen.

Der Nachmittag war schon ziemlich weit fortgeschritten. Die Dämmerung würde nicht mehr lange auf sich warten lassen. Bill

blieb für einen Moment auf der Treppe stehen, schaute in den Park, sah die abgestellten Luxuswagen und auch die Fahrer, die sich durch Nichtstun die Zeit vertrieben.

Es brannten bereits die Laternen, sie schufen gelbliche Lichtinseln in halber Baumhöhe.

Von John Sinclair sah Bill nichts.

Er konnte dem Geisterjäger auch keinen Vorwurf machen. Es war zwar eine Zeit ausgemacht worden, aber kein direkter Treffpunkt. Bill schritt über die Treppe und blieb in Deckung eines Transportwagens stehen, um sich umzusehen.

Der Schnee war von zahlreichen Fußspuren zerstampft worden. Die Sonne sank tiefer, und es wurde dunkler. Bill runzelte die Stirn. Er dachte daran, daß der Geisterjäger allmählich eintrudeln könnte. Kam er zu spät, würden sie sich vielleicht verpassen.

»Auf wen wartest du denn?« wurde Bill plötzlich angesprochen.

Er fuhr herum. »John!«

Ich war es tatsächlich und grinste meinen Freund an. »Du hast dich verspätet!« stellte der Reporter fest und deutete auf seine Uhr.

»Das nicht ohne Grund.«

»Wieso?«

»Komm zur Seite.« Ich legte Bill eine Hand auf die Schulter. Hier waren mir zu viele Menschen.

»Sollen wir in die Halle...«

»Nein, ich möchte keine Lauscher und keine zufällig aufgeschnappten Sätze.«

»Was ist denn los?« fragte Bill.

Sehr ausführlich berichtete ich ihm, was ich entdeckt hatte und was mir widerfahren war.

Bill wurde blaß. Das lag nicht allein an der Kälte. »Und du hast dich nicht geirrt?« hauchte er.

»So wahr, wie ich hier stehe.«

»O verdammt.« Bill schlug gegen seine Stirn. »Da kann uns etwas bevorstehen.«

Ich schaute unwillkürlich zum Schloß. Die großen Räume waren hell erleuchtet. In allen Sälen wurde getanzt und gefeiert. Inzwischen waren auch die Musiker eingetroffen und luden ihre Instrumente aus. Personal sorgte dafür, daß sie auch den richtigen Weg zum Ziel fanden und sich in den Sälen nicht verließen.

Bill legte seine Stirn in Falten. »Du rechnest also damit, eine Mörderin verfolgt zu haben?«

»Ich nehme es an.«

»Kannst du mir die Frau noch einmal beschreiben?«

Das tat ich, aber Bill wußte nichts damit anzufangen. »Tut mir leid, John, ehrlich, ich kenne die Frau nicht.«

»Du hast sie noch nicht gesehen? Sie stand schließlich auch an der Kirche.«

Der Reporter winkte ab. »Da waren so viele Leute versammelt, daß man den Überblick verlor. Wichtig ist ja nicht mehr die nahe Vergangenheit, sondern die Zukunft. Was können wir tun?«

»Und was müssen wir verhindern?« präzisierte ich. »Von einem Werwolf hast du nichts bemerkt?«

»Nein.«

»Er kann noch kommen.«

»Das hoffe ich nicht. Dennoch müssen wir damit rechnen Bill«, sagte ich eindringlich. »Ich muß in das Schloß, und da werde ich mich auf die Suche nach dieser Frau machen.«

»Die Idee ist gut. Ich kann dir vielleicht helfen. Wenn sie zum Personal gehört, müßte der Earl ihren Namen wissen. Komm, das kriegen wir schon raus.«

Die Idee war gut. Zusammen mit meinem Freund schritt ich die Stufen der Treppe hoch und betrat das Schloß.

Das kalte Büffet war fast fertig aufgebaut. Es fehlten nur noch



einige Kleinigkeiten. Auch die Gaskocher waren schon angestellt. Auf den runden Platten standen Pfannen und Töpfe.

Wir betraten einen der Ballsäle. Ich war meinen Mantel zuvor losgeworden und fiel in meiner Kleidung zum Glück nicht auf, da ich einen schwarzen Smoking trug.

Da war an Gästen wirklich einiges versammelt. Viele Gesichter kannte ich aus einschlägigen Zeitungen und Magazinen. Da keine Reporter in der Nähe herumlungerten, gab man sich ungezwungen und locker. Man redete so, wie einem der Schnabel gewachsen war.

Um nicht aufzufallen, nahm ich ein Glas Champagner und trank einen Schluck. Bill bedeutete mir, zu warten. Ich wollte noch wissen, wo Sheila sich befand.

»In guter Gesellschaft«, erklärte Bill. »Sie hat einen Modezaren gefunden, mit dem sie sich unterhält.«

»Das ist gut.«

»Okay, bis gleich.«

Ich schaute Bill nach, wie er sich an den Paaren vorbeiwand und den Bräutigam oder die Braut suchte. Hoffentlich hatte der Reporter Erfolg, und hoffentlich merkte niemand etwas.

Dieser schlimme Mord paßte mir überhaupt nicht ins Konzept. Da war etwas völlig schiefgelaufen. Magie hatte ich bisher nicht feststellen können, aber wenn Bernie Winters Aussagen zutrafen, mußten wir damit rechnen, auf Werwölfe zu treffen.

Ich war gespannt und wunderte mich, daß Bill Conolly schon so früh zurückkam.

»Hast du was erfahren?«

»Ja, John. Zwei Dinge. Erstens ist der Bräutigam verschwunden.«

»Wieso?«

»Der Earl hat sich in seine Gemächer zurückgezogen, so heißt es wenigstens.«

»Meinetwegen. Und zweitens?«

»Ich habe mich nicht an die Braut gewandt. Sie macht mir einen sehr seltsamen Eindruck. Jemand vom Personal konnte mir Auskunft geben. Diese Frau, die du verfolgt und verdächtigt hast, gehört zum Schloß. Sie ist gewissermaßen die graue Eminenz, schon seit Jahren hier und für den Haushalt verantwortlich.«

»Hat sie auch einen Namen?«

»Rosa!«

Ich verzog das Gesicht. »Toll, wirklich toll. Hätte ich ihr überhaupt nicht zugetraut.«

»Was willst du machen?« fragte Bill.

»Diese Frau suchen.«

»Da könnte ich mitkommen.«

»Nein, nur das nicht. Dein Job ist ein anderer. Halte du hier unten die Augen offen und schau vor allen Dingen nach unserem Brautpaar. Ich möchte nicht, daß noch etwas passiert.«

»Wie du meinst. Aber wenn du nicht allein zurückkommst, sag mir Bescheid. Und laß dich nicht erwischen, John.«

»Das schon gar nicht.« Ich lächelte Bill zu und verschwand in der Menge der Gäste...

\*\*\*

»Wie gefällt es dir, Liebes?« erkundigte sich der junge Ehemann und legte seiner Frau besorgt eine Hand auf den Arm.

»Ganz nett.«

»Mehr nicht?«

Lucienne hob die Schultern. »Was verlangst du alles? Das hier ist für mich ein Traum. Die Trauung, die Glückwünsche, manche ehrlich gemeint, andere nicht, dieser Trubel und die Ereignisse der vergangenen Nacht - man muß schon starke Nerven haben um das alles verkraften zu können.«

Fred lachte. »Früher hast du anders gedacht.«

»Du meinst in Frankreich?«

»Zum Beispiel.«

»Das ist ein anderes Land, Fred. Die Menschen sind ebenfalls nicht so wie hier. Sie sind lebensfroher. Wir haben längs der Loire auch düstere Schlösser, aber nicht so eines wie dieses hier. Ich wäre in Frankreich nie schwermütig geworden.«

»Bist du es denn hier?«

»Noch nicht, aber bald.«

»Ich bitte dich, Lucienne. Vergiß endlich, was hinter dir liegt. Streiche die Nacht mit ihren Alpträumen einfach aus deinem Gedächtnis.«

»Wenn es nur Träume gewesen wären...«

Der Earl wußte auch nicht, was er darauf erwidern sollte, mußte aber gute Miene zum traurigen Spiel machen; zudem kamen andere Gäste, die etwas von dem Brautpaar wollten.

Beide wurden abgelenkt. Und beide verstanden es, ein interessiertes Lächeln aufzusetzen.

Der Earl war froh, daß seine Frau abgelenkt wurde, so konnte auch er das Thema der letzten Nacht vergessen.

Er unterhielt sich und merkte nach einer gewissen Zeit, daß ein bohrender Schmerz seinen Schädel malträtierte. Urplötzlich waren die Stiche gekommen, einen Grund wußte der Earl nicht zu sagen, jedenfalls waren sie da, und er verzog gequält das Gesicht.

»Ist Ihnen nicht gut«, hörte er eine besorgte Frauenstimme. Fred schaute auf. Ein junges Mädchen stand vor ihm. Er kannte die Kleine. Sie stammte aus dem Hochadel und suchte krampfhaft einen standesgemäßen Mann. Auch sie hätte der Earl heiraten können, aber er wollte die magere Pute nicht, wie er zu sagen pflegte.

»Nur eine kleine Unpäßlichkeit, mehr nicht.«

»Soll ich Ihnen ein Schmerzmittel geben?«

»Vielen Dank das ist sehr lieb, aber nicht nötig. Ich werde mich nur für einige Minuten zurückziehen« Während dieser Worte hielt der

junge Ehemann Ausschau nach seiner Frau.

Er sah sie nicht. Sie mußte irgendwo in der Menge stecken. War auch nicht wichtig. Hauptsache, er konnte sich für einen Moment hinlegen.

»Sie entschuldigen mich«, sagte er zu seiner Gesprächspartnerin und drehte sich um.

Das junge Mädchen lächelte mokant und meinte im Selbstgespräch:  
»Die Hochzeit scheint doch nicht so optimal für ihn gelaufen zu sein. Französinnen sind eben anstrengend. Er hätte mich nehmen sollen.«

Da sie ihn nicht bekommen hatte, ließ sie sich von einem Diener als Trost einen doppelten Whisky einschenken.

Inzwischen hatte es der Earl geschafft, ohne aufgehalten zu werden die Treppe zu erreichen. Er lief schnell die Stufen hoch und spürte bei jedem Tritt die stechenden Schmerzen im Kopf. Das war ihm noch nie untergekommen. Und ausgerechnet jetzt, wo er geheiratet hatte. Manchmal schlug das Schicksal die verrücktesten Kapriolen. Der Trubel blieb hinter ihm zurück. Er hörte ihn nur mehr als summende, murmelnde Geräuschkulisse, als er einen langen Gang im ersten Stock entlangeilte.

Seine Zimmerflucht bestand aus fünf Räumen Auch ein großes Bad gehörte dazu.

Das betrat er rasch, öffnete einen eingebauten Spiegelschrank und das Röhrchen mit den Tabletten. Er konzentrierte sich auf den Verschluß und stellte fest, daß ihm schwindlig wurde.

Die Schmerzen waren tatsächlich schlimm geworden. Es wurde Zeit, daß er die Tabletten einnahm.

Er nahm gleich zwei, ließ Wasser in ein Glas laufen und trank es dazu. Zweimal mußte er schlucken, schaute in den Spiegel und sah sein blasses Gesicht. Außerdem lag ein leichter Schweißfilm auf der Haut. An der Stirn wischte er ihn mit dem gekrümmten Finger weg.

Dabei schüttelte er den Kopf und hatte das Gefühl, als würde sein Schädel zerspringen. Die Schmerzen wurden schlimmer.

Der Earl verließ das Bad. Er ging schleppend, war froh, in sein Arbeitszimmer zu gelangen und ließ sich dort in einen Ledersessel fallen den er mittels einer Mechanik nach hinten kippen konnte. In dieser Stellung blieb er liegen.

Er schloß die Augen.

Im ersten Augenblick hatte er gedacht, einschlafen zu können. Das allerdings war nicht möglich. Zu stark malträtierten ihn die Schmerzen. Die Stiche hinter seiner Stirn steigerten sich noch, und er versuchte, seinen Atem unter Kontrolle zu bekommen.

Tief und ruhig durchatmen, so lautete die Devise. Zwar hatte er keine Ahnung von Yoga, aber er versuchte es mit Entspannung, was ihm leider nicht so recht gelingen wollte.

Die Schmerzen blieben.

»Verdammt, verdammt!« flüsterte er. »Wer hat mir das nur eingebrockt?«

Er konnte noch klar denken und erinnerte sich wieder an den vergangenen Abend, an dem er so müde gewesen war. Unnatürlich müde, denn er hatte geschlafen wie ein Toter.

Und jetzt diese Sache.

Für ihn auch nicht erklärbar, denn so stark hatten ihn noch keine Schmerzen überfallen. Der Earl fuhr sich mit der Hand durch das blonde Haar und räkelte sich dabei. Er hatte Durst Seine Kehle fühlte sich trocken und kratzig an. Er fand einfach nicht die Energie, sich aus dem Sessel zu stemmen. Die weiße Hochzeitsfliege am Kragen störte ihn auch. Er riß sie ab und öffnete den obersten Knopf. Jetzt fühlte er sich befreit.

Das Klopfen an der Tür hätte er fast überhört. Erst beim zweitenmal nahm er es wahr, wollte eine abschlägige Antwort geben, als die Person bereits die Tür öffnete.

Der Earl of Durham lag so, daß sich die Tür in seinem Blickfeld befand. Ziemlich forsch wurde sie aufgestoßen. Im Türspalt tauchte eine Gestalt auf.

Rosa!

Für einen Moment blieb sie auf der Schwelle stehen, schaute in das Zimmer, sah den im Sessel liegenden Mann und nickte bestätigend.

»Darf ich eintreten Sir?« Ihre Stimme troff vor falscher Freundlichkeit.

»Ja, bitte.«

»Danke.« Rosa schloß die Tür und näherte sich mit langsamen Schritten, während sie keinen Blick von ihrem jungen Herrn nahm. Rosa trug ein schwarzes Kleid mit einem weißen Kragen. Aus ihm schaute ihr Kopf hervor wie der Schädel einer Vogelscheuche, während sie nickend weiterging und dabei versuchte, einen besorgten Ausdruck auf ihr Gesicht zu legen, was ihr sogar gelang.

»Ist Ihnen nicht gut, Sir?«

»Nein, Rosa. Ich habe Kopfschmerzen.«

»Wie ist das möglich?«

»Weiß ich auch nicht. Plötzlich waren sie da. Sie kamen wie angeflogen. Ich fühle mich richtig matt und elend.«

Rosa nickte und zog weiterhin ein bedauerndes Gesicht, während es um ihre Lippen zuckte. »Ja, ja«, sagte sie. »Es kann leicht etwas dazwischen kommen.«

»Wie meinst du das?«

»Ach, nur allgemein.«

»Dann ist es gut.« Der Earl stemmte sich in die Höhe. »Weshalb bist du nicht bei der Feier, Rosa?«

»Sie interessiert mich nicht. Außerdem ist alles blendend vorbereitet worden. Was soll ich noch? Sie wissen ja, Sir, ich liebe den Trubel weniger. Die Stille gefällt mir.«

»Das weiß ich.« Der Earl of Durham krauste die Stirn. »Da ist noch

etwas, Rosa. Ich habe über die Worte meiner Frau nachgedacht. Sie gingen mir sogar während der Trauung nicht aus dem Kopf. Hast du Lucienne wirklich mit einem Messer bedroht, als sie in der Nacht ihr Zimmer verlassen hatte?«

Die Frau atmete tief ein Sie tat sogar entrüstet. »Glauben Sie das von mir, Sir?«

Fred lächelte. »Das kann ich mir nicht vorstellen.«

Rosa bestätigte nichts. Sie ging einen Schritt zur Seite und drehte dem im Sessel Liegenden ihr Profil zu. »Wie gut kennen Sie mich, Sir?«

»Sehr gut, Rosa. Schon als Kind haben Sie mich immer verwöhnt und vor den anderen in Schutz genommen.«

Rosa nickte. »Ja, das tat ich. Sie haben nichts vergessen, Sir. Und ich tat es gern, sehr gern sogar. Denn ich wußte, daß es für einen guten Zweck ist.«

»Wie soll ich das verstehen?«

»Überhaupt nicht, Sir. Nehmen Sie es einfach hin, okay?«

»Meinetwegen Dennoch bin ich skeptisch.«

Rosa hob die Schultern. »Ich wollte nur, daß Ihnen nichts passiert, Sir. Der gute Zweck hatte ein Ziel, einen Grund und dieses Ziel ist nun erreicht.«

»Heißt das, daß du dich nicht mehr um das Schloß und seine Bewohner sorgen willst?«

»Doch, natürlich. Jetzt viel mehr als früher.«

»Dann beziehe bitte auch meine Frau mit ein. Sie mag deinen Vorstellungen zwar nicht entsprechen aber ich liebe sie.«

»Sie haben mich nicht richtig verstanden oder meine Worte falsch ausgelegt, Sir.«

»Das müssen Sie mir erklären.«

»Ich werde es auch«, erwiderte Rosa und hüstelte. »Mit dieser Hochzeit ist der Zeitpunkt gekommen, wo ich endlich das erreiche,

was ich mir vorgenommen habe.«

»Und was?«

»Es spielt keine Rolle, aber ich kann Ihnen sagen Sir, daß Ihre Frau recht gehabt hat.«

»Wie?« Der Earl war völlig durcheinander.

»In der letzten Nacht ist sie tatsächlich durch das Schloß gegeistert und hat etwas gesehen, was sie nicht sehen sollte. Ich mußte sie zurückschicken.«

»Mit dem Messer in der Hand?«

»So ist es.«

»Rosa!« Der Earl stieß den Namen ächzend hervor. »Das... das darf doch nicht wahr sein.«

»Es ist eine Tatsache. Ich mußte sie mit dem Messer bedrohen, denn in ihrer Naivität hätte sie fast meine gesamten Pläne durcheinandergeworfen.«

»Welche Pläne?« Der junge Adelige vergaß plötzlich seine Kopfschmerzen. Er drückte sich noch weiter hoch und kippte den Sessel wieder in die alte Lage.

»Pläne, die schon seit Ihrer Geburt in mir schlummern!« erklärte die Frau, »und erst jetzt völlig ausgereift sind.«

»Dazu brauchst du ein Messer?«

»Unter anderem.«

»Rosa, ich begreife dich nicht. Willst du damit sagen, daß du meine Frau...«

»Ich hätte sie getötet«, erklärte Rosa kalt. »Ich hätte es wirklich getan wenn sie nicht vernünftig geworden wäre.«

Der Adelige verdrängte seine furchtbaren Gedanken und konzentrierte sich auf das Wesentliche. Er erinnerte sich wieder an die Worte seiner Frau und fragte nach. »Du hast Lucienne auch nicht zu mir gelassen und Ausreden gebraucht.«

»Das stimmt.«



»Und mein tiefer Schlaf?«

»Ich gab Ihnen mit dem Essen ein kleines Pülverchen. Es war sehr einfach«, erklärte Rosa.

Damit hatte sie Fred sprachlos bekommen. Er schluckte ein paarmal und lief rot an. All die Dinge, die ihm gesagt worden waren, mußte er zunächst einmal verkraften. Das war nicht einfach. Er atmete tief ein. Die Schmerzen waren geblieben. Sie hämmerten in seinem Schädel, aber er wollte es nicht wahrhaben, daß er von dieser Frau getäuscht worden war. »Das ist doch alles eine Lüge, Rosa? Sag, daß es eine Lüge ist!« forderte er sie auf.

»Ich muß dich enttäuschen, Junge«, erwiderte sie locker und mit herabgezogenen Mundwinkeln. »Es ist eine Tafsache. Eine vollendete Tatsache, die du akzeptieren mußt. Mit allen Nachteilen.«

»Es fällt mir schwer, dies zu glauben«, flüsterte Fred und preßte seine Hände gegen die Schläfen. »Wirklich, es fällt mir so verdammt schwer, aber es muß wohl so gewesen sein.«

»Du hast es erfaßt.«

Plötzlich lachte er und sagte: »Wenn ich das alles so recht bedenke, kommen mir meine Kopfschmerzen auch recht spanisch vor.«

»Normal sind sie jedenfalls nicht.«

»Von dir gesteuert, Rosa?«

»Natürlich. Ich wollte mir dir allein sein. Ich wußte, daß du so reagierst.«

»Und weshalb wolltest du mit mir allein sprechen?«

Rosa holte tief Luft, griff in eine Falte ihres Kleides und holte das Messer mit der schmalen Klinge hervor. »Um dich zu töten, mein Junge!«

\*\*\*

Frederik Arthur Earl of Durham saß da und glaubte, sich verhöhrt zu haben. Er dachte an nichts, sondern starrte nur die Klinge an, die aus der Faust der Frau hervorstach und nach unten deutete. Ein langes

Messer, das von einem Lichtreflex getroffen wurde, wobei die Frau ziemlich im Schatten blieb.

Sie stand auf dem Fleck wie eine Statue und erinnerte den Earl an ein menschliches Monster.

Er liebte Hitchcock-Filme, und in diesen Streifen hatte er ebenfalls ähnliche Frauen gesehen die sich als Killerinnen entpuppten. Wie auch im Film war es hier in der Realität. Die Spannung hatte sich von Minute zu Minute verdichtet und stand nun vor dem Siedepunkt. Er sollte sterben Genau an seinem Hochzeitstag.

»Die Horror-Hochzeit wird perfekt«, hörte er Rosas Stimme. »Und niemand wird sich dagegen wehren können das sage ich dir. Erst wenn du tot bist, haben wir freie Bahn.«

»Wer ist wir?«

»Das brauchst du nicht zu erfahren. Ich sage dir nur, daß vieles so weiterlaufen wird und sich manches ändert.« Sie setzte ein Kichern nach. »Ich stelle mir schon das Gesicht deiner süßen Frau vor, wenn sie plötzlich mit der Wahrheit konfrontiert wird. Ich habe immer von einem perfekten Verbrechen geträumt, es wird mir gelingen, denn die Mächte, die mir den Rücken decken sind von Menschen nicht zu besiegen.«

»Und welche sind das?«

»Die der Hölle!«

Der Earl war durch nichts mehr zu überraschen Auch durch die letzte Antwort nicht. Er dachte daran, daß es eine Hölle gab, das jedenfalls hatte man ihm stets erzählt. Es mußte, wenn eine Hölle existierte, auch einen Teufel geben.

War Rosa dieser Teufel? »Was denkst du jetzt?« fragte sie.

»Ich grüble über die Hölle nach, obwohl ich es noch immer nicht richtig fassen kann.«

»Das ist eben dein Pech.«

»Aber es gibt kein perfektes Verbrechen!« schrie der Adelige

plötzlich.

»Dies anzunehmen, ist ein reiner Irrtum. Auch du wirst es nicht schaffen, glaub es mir.«

»Bist du sicher?«

»Ja, das bin ich.«

»Ich werde dir bald das Gegenteil von dem beweisen Zudem habe ich einen Zeugen, der mich hätte eventuell belasten können, aus dem Weg geräumt. Einfach so.«

»Du bist...« Der Earl holte keuchend Atem. »Du bist ja schlimmer als der Teufel!«

»Danke für das Kompliment.«

»Und bilde dir auf deinen toten Zeugen nichts ein Man wird ihn finden man wird deine Spur...«

»Ich habe ihn verbrannt!« erklärte die Frau kalt.

Der Earl erschrak über diese Antwort, die eine für ihn unbegreifliche Gefühlskälte enthielt. »Verbrannt?« hauchte er. »Aber wie ist das möglich?«

»Ich schaffe eben alles!«

Obwohl es ihm schwerfiel, nickte der Mann »Okay, du schaffst alles, das jedenfalls behauptest du. Aber mich wirst du nicht schaffen. Ich werde es auch auf einen Skandal ankommen lassen und die Polizei informieren. Rosa, du bist eine Mörderin. Und Mörder gehören ins Zuchthaus. Ich will dich eingesperrt sehen.«

Frederik Arthur Earl of Durham hatte sich überwunden und wollte aus dem Sessel.

Rosa reagierte schnell.

Bevor sich der Mann hochstemmen konnte, trat sie einen Schritt nach vorn. Gleichzeitig schnellte ihr rechter Arm vor, und der Mann starrte auf die Messerspitze.

»Beweg dich nicht!« vernahm er die flüsternde Stimme. »Wag es nicht, sonst stoße ich dir die Klinge durch den Hals!«

Durch den Hals! Gott, das war nicht möglich. Das konnte sie nicht tun. So ein Mensch war sie nicht! Der Earl suchte nach Entschuldigungen, doch er brauchte nur in die Killeraugen der älteren Frau zu schauen, um diese Gedankengänge nicht weiter auszuführen.

Nein, sie kannte kein Erbarmen. Rosa würde ihr Ziel eiskalt bis zum bitteren Ende verfolgen.

Die Spitze des Messers zitterte nicht einmal.

Nicht bei Rosa.

Sie besaß Nerven wie Stahlseile.

Brutal war sie. Sämtliche Kräfte fixierte sie nur auf ein Ziel, das es zu erreichen galt.

Verzweifelt sann der Earl über einen Ausweg nach. Mit Worten konnte er die Frau nicht mehr überzeugen. Dann mußte er eben den zweiten Weg einschlagen, der ihn auf irgendeine Art und Weise anwiderte. Der Weg der Gewalt!

Gegen Rosa kämpfen. Mit Fäusten gegen die Frau angehen, die ihn wie eine Mutter großgezogen hatte.

Es kostete ihn schon Überwindung so zu denken. Dabei brauchte er nur auf das Messer zu starren. Dieses Bild der schmalen, blitzenden Klinge verstärkte seinen Vorsatz.

Auf der anderen Seite war er nicht so sicher. Die Frau vor ihm hatte er bisher unterschätzt. Einen Mord hatte sie bereits auf ihr Gewissen geladen, auf einen zweiten würde es ihr auch nicht ankommen. Daß sie einen Zeugen getötet hatte, bewies, wie schnell sie mit dem Messer war und wie sehr sich der Earl vorsehen mußte, um von ihr nicht erwischt zu werden.

Das Gesicht hinter der Klinge schien nur noch aus einem Augenpaar zu bestehen. Es war still geworden. Beide hielten den Atem an. Von unten her drangen die Klänge eines Wiener Walzers an die Ohren des Earls.

Da wurde gefeiert, getanzt. Man trank auf ihn und die Braut. Seine Hochzeit sollte ein rauschendes Fest werden.

Und er mußte sterben!

Das Schicksal hatte die Karten des jungen Adligen aufgedeckt, und es waren verdammt miese darunter.

»Es tut mir nicht einmal leid!« flüsterte Rosa. »Nein es tut mir nicht leid. Ich werde dich...«

Da reagierte der junge Ehemann. Rosa hatte es nicht bemerkt, wahrscheinlich rechnete sie auch nicht damit, denn Frederik zog sein rechtes Bein an und ließ es blitzschnell wieder vorprellen. Er traf genau und wuchtig.

Der Fuß bohrte sich in Rosas Leib. Diesem harten Tritt hatte sie nichts entgegnzusetzen. Er schleuderte sie zurück, und aus ihrer Kehle drang ein heiserer Wutschrei.

Sofort sprang der Earl aus dem Sessel. Zwar malträtierten ihn nach wie vor die Kopfschmerzen, doch er dachte darüber nicht weiter nach. Jetzt ging es um sein Leben.

Rosa war wirklich hart erwischt worden. Sie hatte Mühe gehabt, sich wieder zu fangen. Bis an das Bücherregal hatte sie der Tritt geschleudert, dort fand sie Halt und klammerte sich fest. Sie schüttelte den Kopf, verzerrt war ihr Gesicht, der Atem zischte aus ihrem Mund, und die Augen leuchteten.

Das Messer hatte sie nicht fallen gelassen. Es schien mit ihrer Hand verwachsen zu sein wobei die Klinge nach wie vor in das Zimmer und damit auch auf den Earl wies.

Er kam.

In vielen Filmen hatte er die Helden gesehen, die sich ihrer Gegner so leicht erwehrt. Wenn da jemand mit einem Messer stand, war es für den Held nur eine Kleinigkeit, der Gefahr zu entkommen. Aber er war kein Held. Er fühlte sich mies und hatte eine furchtbare Angst.

Auch Rosa blieb nicht stehen. Wie geschmeidig sie sich bewegen

und zur Seite gleiten konnte, fast wie junge Menschen. Der Earl hatte das Gefühl, als würden seine Schwierigkeiten noch wachsen.

»Komm nur her, Söhnchen!« sagte die Frau und lachte leise.  
»Komm nur schnell her...«

»Rosa, ich bitte dich!« Fred war stehengeblieben und hob die Arme an.

»Können wir nicht in Ruhe über alles reden? Vielleicht kann ich dir helfen...«

»Nein du nicht. Es ist alles gesagt worden. Jetzt wird gehandelt.« Ihr rechter Arm zuckte vor, als sie einen fintierten Stich ansetzte.

»Bitte, Rosa...«

»Halt den Mund!«

Die Arme des jungen Ehemannes fielen nach unten Okay, Rosa hatte es nicht anders gewollt. Anstatt vorzuspringen ging er zwei Schritte zurück, zog gedankenschnell sein Jackett aus und wickelte es um den linken Unterarm.

»Das nutzt dir auch nichts«, sagte Rosa.

»Werden wir ja sehen!« Fred ging vor. Er wurde schneller, beobachtete das Messer und bekam mit, wie die Spitze der Klinge zwei schnelle Kreise drehte.

Wieder eine Finte?

Nein, ein Angriff!

Rosa wurde schnell, wuchtete ihren Körper vom Boden ab und streckte ihn ebenso wie den rechten Arm, aus dessen Faust die Messerklinge hervorschaute.

Der Earl stieß ihr den umwickelten Arm entgegen. Damit wollte er den Stoß abblocken doch Rosa war geschickt. Innerhalb eines Sekundenbruchteils änderte sie die Stoßrichtung, so daß die Klinge über den Arm des Mannes hinwegglitt. Dann traf sie.

Frederik hatte sich noch zur Seite werfen wollen aber es klappte nicht mehr.

Zwischen Schulter und Brustbein spürte er den glühenden Schmerz, als das Messer eindrang. Es wurde sofort wieder zurückgezogen. Diese Bewegung war begleitet von einem harten Lachen, und die Frau wollte noch einmal nachstoßen.

Diesmal lief sie auf.

Es war ein harter Kniestöß, der sie zurückkatapultierte und bis an die Tür warf.

Plötzlich keimte wieder Hoffnung in Fred auf, die jäh zerstört wurde, als er feststellte, daß er seinen linken Arm nicht mehr bewegen konnte. Er riskierte es und warf einen schnellen Blick nach links. Aus der Messerwunde rann das Blut in langen Streifen nach unten und hatte sich bereits im weißen Stoff des Frackhemds festgesaugt. Dennoch erreichten einige Tropfen seine Hand, wo sie weiterrannen bis zu den Fingerspitzen.

Der nächste Stich.

Fred sah ihn rechtzeitig und diesmal konnte er mit seiner gesunden Hand das Messer zur Seite schlagen, so daß die Spitze nur mehr durch den Hemdstoff ratschte.

Rosa lachte.

Ihr Lachen zerbrach, als sie von einem Faustschlag getroffen wurde. Ihr Gesicht verschwand für einen Moment hinter der Hand. Rosa konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten. Jetzt fiel sie endlich zu Boden wobei sie schrie wie eine alte Sirene.

Anscheinend sah sie ein, daß ihr der jüngere Mann trotz des Messers überlegen war.

Der Earl wuchs über sich selbst hinaus. Rosa war auf den Rücken gefallen, sie hatte ihre Arme ausgebreitet, und der Mann nutzte die Chance sofort.

Sein Fuß raste nach unten und traf haargenau den Messerarm in Höhe des Ellbogens.

So nagelte er sie fest.

Freds Gesicht war verzerrt, als er auf die Frau niederschaute. »Laß los!« keuchte er. »Laß los, verdammt! Ich warne dich...« Er verstärkte den Druck.

Rosa ächzte und schrie. »Nein, du...«

In diesem Augenblick flog mit einem gewaltigen Schwung die Tür auf. Der Earl stand ziemlich ungünstig zu ihr und bekam das schwere Eichenholz genau in den Rücken.

Es war ein unvorbereiteter Schlag, der ihn da nach vorn wuchtete. Die Klinge hatte zudem einen Wirbel getroffen. Der Schmerz raubte ihm für einen Moment die Luft.

Schwankend schritt er vor, den Kopf in den Nacken gelegt, die Augen weit aufgerissen.

»Los, mach ihn fertig! Bring ihn um!« Rosas Stimme überschlug sich dabei.

Diese haßerfüllt ausgestoßenen Worte mobilisierten letzte Kräfte bei dem Adligen. Er schwang auf der Stelle herum, sah Rosas Messer in der Hand eines anderen und achtete nicht darauf. Denn was er noch präsentiert bekam, war viel schlimmer.

»Das... das ist doch nicht möglich. Das kann nicht wahr sein. Ich... ich muß mich...«

»Doch, es ist wahr!« Rosa kreischte den Satz. Sie kniete am Boden und schaute zu.

Ihre Augen glänzten als sie sah, daß der Earl, von einem Messerstich getroffen zu Boden sank. Dieser Stich hatte ihn nicht am Arm erwischt, sondern direkt im Zentrum. Er starb!

Sein Mörder stand über ihm. Das Messer mit der blutigen Klinge noch in der Hand, das Maul aufgerissen, die gefährlichen Reißzähne gefletscht. Es sah so aus, als wollte er sich jeden Moment auf den Toten stürzen um ein grausames Werk zu beginnen.

Dagegen hatte Rosa etwas. »Nein!« rief sie. »Nein, so nicht! Warte, später, dann kommst du zu deinem Recht! Der Plan hat Vorrang nur



er, verstehst du?«

Der Mörder nickte und drehte sich ab.

Rosa aber rieb sich abermals die Hände »Es hat geklappt!« flüsterte sie, »es hat geklappt. Jetzt kommt das Finale. Ich habe eine Horror-Hochzeit versprochen. Die soll es auch werden...«

\*\*\*

Das Schloß der Durhams war wirklich bemerkenswert!

Nicht nur wegen seiner Größe, auch die Mauern zeigten jene Stabilität, wie sie nur durch eine ständige Renovierung erhalten werden konnte. Und das kostete Geld.

Der Earl of Durham hatte es ja.

Mir war es gelungen mich abzusetzen Eigentlich waren die oberen Trakte für Gäste tabu. An den Enden der jeweiligen Treppen hingen quer gespannte Kordeln, die dieses andeuten sollten, aber ich stieg über sie hinweg und kümmerte mich nicht darum.

Im ersten Stockwerk empfing mich eine nahezu geisterhafte Ruhe. Von der Hektik und dem Trubel der Feier war so gut wie nichts mehr zu hören, hier kam ich mir vor wie in einer anderen Welt, hineinkatapultiert in die Vergangenheit, deren Zeugen überall zu finden waren. Sei es die alten Rüstungen die Waffen an den Wänden oder die düsteren Ölgemälde der Ahnengalerie.

Zum Betrachten der Bilder ließ ich mir die nötige Zeit. Ich sah in Gesichter, in Profile und schaute auf Körper, die bei den Männern stets hart und düster gemalt worden waren, bei den Frauen wesentlich weicher und verklärter.

Unter den männlichen Ahnen befanden sich finstere Gestalten mit oft pechschwarzen Barten und glühenden Augen. Die meisten Köpfe waren mit Helmen bestückt, und ein jedes Gesicht strahlte einen gewissen Kampfeswillen aus.

Befand sich unter diesen längst Verstorbenen jemand, der mit der Hölle einen Pakt geschlossen und vielleicht den fürchterlichen Keim

des Lykanthropen, des Werwolfs, in sich getragen hatte? Diese Frage wollte mir nicht aus dem Kopf, doch auch beim Betrachten der Gesichter fand ich keine Antwort.

Langsam schritt ich weiter.

Immer mehr entfernte ich mich von der Musik und dem Lärm. Um dies zu hören, mußte ich mich schon sehr konzentrieren.

Hin und wieder leuchteten Wandlampen Ihren Schein konnte man mit einem schmutzigen Gelb umschreiben.

Am Ende des Ganges führte eine breite Treppe wiederum nach unten allerdings in einen Trakt, in dem nicht gefeiert wurde. Bisher hatte ich leider nicht gefunden was ich suchte, nämlich die Privatgemächer der Durhams. Sie wollte ich mir zuerst anschauen um anschließend die Wirtschaftsräume zu betreten.

Nach dem Absatz führte der Gang weiter in den nächsten Trakt des Schlosses.

Ich nahm mir vor, ihn noch zu durchsuchen und dann zurückzugehen. Bisher war mir kein Mensch begegnet. Ich lief mutterseelenallein durch das fremde Schloß und wurde vom Atem der Vergangenheit gestreift. Es war ein seltsames Gefühl. Manchmal rieselte es mir kalt den Rücken hinab, und ich setzte meine Schritte unwillkürlich langsamer und vorsichtiger.

Lange blieb ich nicht allein. Vor mir, etwa in der Mitte des Ganges wurde eine Tür geöffnet. Ziemlich leise, kaum zu hören aber ich sah einen Lichtschein, der aus dem Zimmer, über die Schwelle und in den Gang hineinfel, wo er ein schräges, helles Rechteck malte, das schon sehr bald von einem menschlichen Schatten durchkreuzt wurde. Jemand kam.

Ich blieb stehen der andere wandte sich in meine Richtung und näherte sich mit zügigen Schritten. Er mußte auch eine Lichtinsel durchqueren.

Jetzt erst erkannte ich ihn.

Es war Frederik Arthur Earl of Durham, der frisch vermählte Ehemann, der sich zurückgezogen hatte und sich nun wieder auf den Weg zu seinem Fest befand.

Mich sah er und stutzte für einen Moment.

Die Entdeckung paßte mir nicht in den Kram, nun mußte ich mir eine Ausrede einfallen lassen. Ich hatte schon den Mund geöffnet, als er sich in Bewegung setzte, sehr schnell ging, mich noch mit einem kalten, mißtrauischen Blick bedachte und mich passierte.

Damit hatte ich nicht gerechnet!

Normalerweise hatte kein Gast in diesem Teil des Schlosses etwas zu suchen. Ausgerechnet der Eigentümer begegnete mir, dem Fremden und Nichteingeladenen, ohne auch nur ein Wort darüber verlauten zu lassen. Das stank.

Oder bildete ich mir etwas ein?

Ich drehte mich um und schaute dem hochgewachsenen blonden Mann nach, der mittlerweile die Treppe erreicht hatte und wenig später aus meinem Blickfeld verschwunden war.

Der Fall wurde immer rätselhafter. Diese Rosa hatte ich finden wollen, statt dessen begegnete mir der Earl.

Aus welchem Zimmer war er noch gekommen? Ich schaute nach vorn und zählte leise die Anzahl der Türen ab. Es war das vierte Zimmer auf der linken Seite.

Sehr lange brauchte ich nicht, um die Distanz zu überwinden. Stand vor der verschlossenen Tür und horchte zunächst einmal auf verdächtige Geräusche.

Ich vernahm keine. Auch als ich mein Ohr gegen das Holz preßte, war nichts zu hören.

Da ich nicht mitbekommen hatte, daß abgeschlossen worden war, ging ich davon aus, eine offene Tür zu finden. Die Klinke war schwer, ließ sich aber leicht nach unten drücken.

Mit dem rechten Knie stieß ich die Tür auf und schaute in einen

großen menschenleeren Raum, der als Arbeitszimmer und Bibliothek diente. Licht brannte. Ich trat über die Schwelle und ließ mich von der gemütlichen Atmosphäre des Raums gefangennehmen.

Hier konnte man es aushalten. Das dunkle Holz der Regale, die vielen Bücher, der Schreibtisch, der Teppich...

Abrupt blieb ich stehen.

Mein Blick war auf diesen Teppich gefallen, und ich hatte die dunklen Flecke gesehen, die so gar nicht hierher passen wollten. Schnell bückte ich mich, tunkte meinen Finger in den nassen Fleck, hob die Hand wieder an und erkannte, daß die Fingerspitze eine rötliche Färbung angenommen hatte.

Auf dem Boden lag Blut!

Was war hier vorgefallen?

Ich konnte mir beim besten Willen nicht vorstellen, daß sich jemand geschnitten hatte, deshalb gab es nur eine andere Lösung, eine gefährlichere.

Sollte der Bräutigam etwas damit zu tun gehabt haben? Das war möglich. Um es herauszufinden, mußte ich auch in anderen Räumen nachschauen. Türen zweigten genügend ab.

Zuerst entdeckte ich ein Schlafzimmer. Das Bett war ordentlich gemacht und stammte aus einer Zeit, die bereits einige hundert Jahre zurücklag. Der moderne TV-Apparat wirkte in dem Raum ein wenig störend, ebenso wie die Hi-Fi-Anlage. Vom Schlafräum zweigte noch eine weitere Tür ab. Die öffnete ich.

Vor mir lag ein Bad.

Ich starrte hinein, sah die Wanne, und meine Augen weiteten sich vor Entsetzen...

\*\*\*

Die Musiker der Kapelle spielten Wiener Walzer. Es waren altbekannte Melodien, und sie brachten gehörigen Schwung in die Gesellschaft. Plötzlich wurden die einzelnen Räume zu einem

rauschenden Ballsaal, und sehr schnell hatten sich Paare gefunden. Nur ein Paar tanzte nicht zusammen.

Die Frischvermählten!

Das hatte der Reporter bei einer Hochzeit noch nie erlebt. Normalerweise war es so, daß der Tanzreigen vom Brautpaar persönlich eröffnet wurde.

Nur war die Braut allein, ihr Mann hatte sich zurückgezogen und war bisher noch nicht zurückgekehrt.

Natürlich rissen sich die männlichen Gäste um einen Tanz mit ihr, und Lucienne konnte sich auch nicht immer daran vorbeimogeln. Sie mußte die Stellung halten, ließ aber jeweils einen Tanz stets aus. Bill behielt die Braut im Blick. Ihr Gesichtsausdruck hatte sich nicht verändert, nach wie vor wirkte er gequält, und das Lächeln war sehr gezwungen.

»Willst du nicht auch mal mit mir tanzen?« vernahm der Reporter neben sich die Stimme seiner Frau.

»Natürlich, Darling!« Er breitete die Arme aus, in die Sheila sich hineinfallen ließ.

Beide fanden sofort den Walzerrhythmus und schlossen sich dem wirbelnden Reigen der anderen Paare an. Sheilas Kleid schwang wie eine Glocke. Sie hatte den Kopf zurückgelegt, schaute zu ihrem Mann hoch, und ein Lächeln lag auf ihren Lippen, während die Wangen eine hektische Rötung zeigten.

»Du scheinst dich amüsiert zu haben«, stellte Bill fest.

»Und wie. Dieser Harold Lester ist ein charmanter Plauderer und auch ein ausgezeichneter Tänzer. Zudem wirkt er auch nicht wie ein Trauerkloß.«

»Bin ich das denn?«

»Ja.«

Bill schleuderte seine Frau förmlich in eine Rechtsdrehung und hob dabei die Schultern.

Leichtfüßig glitten die beiden über das Parkett. Sheila wechselte urplötzlich das Thema. »Sag mal, Bill, ist John eigentlich gekommen?«

»Ja, er ist hier.«

»Ich habe ihn nicht gesehen.«

»Er wollte sich ein wenig in den oberen Räumen umschauen.«

Sheila krauste die Stirn »Gab es dafür einen besonderen Grund? Es ist doch alles normal.«

»Na ja...«

Sheila kannte ihren Mann Sie wußte, daß etwas geschehen war, und sie reagierte entsprechend, als Bill in eine neue Walzerdrehung hineinging Da stemmte sie sich gegen ihn. Beide kamen aus dem Takt.

»He, was ist los?« protestierte Bill.

»Das will ich ja von dir wissen.«

Da sich beide zu sehr auf das Gespräch konzentrierten, kamen sie nicht mehr in den Tanzrhythmus, sondern schaukelten nur mehr von einer Seite auf die andere.

»Nein es gibt keinen Grund, Sheila.«

Die Frau zog den Reporter zurück, damit sie in die Nähe der Wand gerieten.

»Bill, ich kenne dich lange genug und ich kenne dich sehr gut. Das Fest ist nur eine Tünche. Tatsächlich aber ist etwas geschehen Wahrscheinlich im Hintergrund.«

»Es hat nichts mit dem Fest zu tun«, gab Bill zu.

»Womit dann?«

Bill verdrehte die Augen und atmete stöhnend ein Wenn Sheila so redete, ließ sie nicht locker. Ihm blieb deshalb nichts anderes übrig als ihr die Wahrheit zu berichten »Okay«, sagte er. »John hat einen Toten gefunden.«

Sheila wurde bleich. Die Flecken aus ihrem Gesicht verschwanden

allmählich. »Wo? Hier?«

»Nein, natürlich nicht. Dann hätte es einen Skandal gegeben. Im Wald, auf dem Weg zum Schloß. Der Tote ist Bernie Winter gewesen Jemand hat die Leiche verbrannt.«

Sheilas Hand fuhr zum Mund. Den Ballen preßte sie gegen ihre Lippen.

»Und das ist wahr?«

»Weshalb sollte ich dich anlügen?«

»Ja, weshalb auch?« Sie senkte den Blick und auch die Hand. »Du hast keinen Grund«, murmelte sie. »Und damit sieht die Sachlage schon wieder völlig anders aus.«

»Du sagst es, Sheila.«

»Und was willst du unternehmen, Bill?«

»Nichts. Mir sind die Hände gebunden Ich werde nur beobachten und abwarten. Irgend etwas muß sich tun. Dann aber will ich zur Stelle sein.«

»Natürlich.« Sheila preßte die flache Hand gegen die Stirn. »Hätte ich nur keine vier Gläser Champagner getrunken, aber da kommt dann alles zusammen.«

»Ich will dich jedenfalls aus der Schußlinie halten. Am besten wäre es, wenn wir eine Kleinigkeit essen.«

»Der Vorschlag ist gut.«

Arm in Arm verließen sie den Tanzsaal und betraten die große Eingangshalle, wo all die kulinarischen Köstlichkeiten aus aller Welt aufgebaut waren.

Um etwas Warmes zu haben, nahmen sie eine Suppe. Sie schmeckte vorzüglich und war kräftig. Anschließend aßen sie Fisch, dazu einige Salate und nahmen auch noch ein Dessert.

Viel Zeit ließen sie sich nicht. Bill war sehr unruhig. Er horchte stets in den Ballsaal hinein, dort jedoch tat sich nichts. Nur die Kapelle intonierte weiterhin Operettenklänge.

Sheila hatte auf einem kleinen Sofa ihren Platz gefunden Bevor sie von der essenden und mit Schmuck behangenen Nachbarin in ein Gespräch verwickelt werden konnte, stand sie auf und begab sich mit ihrem Mann wieder in den Ballsaal.

Sie sahen die Braut, die mit zwei älteren Herrschaften zusammenstand und auf diese einredete. »Das sind Luciennes Eltern«, sagte Bill. »Und die des Mannes?«

»Leben nicht mehr. Sie sind verunglückt, wie ich hörte. Genaueres über ihren Tod hat man allerdings nicht erfahren« Die Conollys hatten ihren Blick noch auf die Braut gerichtet, als sie bemerkten, wie diese zusammenzuckte, den Kopf drehte, um zur Treppe schauen zu können.

»Dort ist der Bräutigam ja wieder«, sagte Sheila und fügte ein Lachen hinzu. »All die Aufregung war umsonst.«

In der Tat betrat Frederik Arthur Earl of Durham den Ballsaal, und auf seinen Lippen lag ein strahlendes Lächeln.

Seine junge Frau hielt nichts mehr bei ihren Eltern Sie lief ihrem Gatten entgegen, um sich in seine Arme fallen zu lassen. Was die beiden besprachen hörten Sheila und Bill nicht. Die Entfernung war zu groß. Zudem drängten sich auch andere Gäste dazwischen so daß sie das Brautpaar aus dem Blickfeld verloren.

»Ist ja alles wieder okay«, sagte Sheila.

»Vielleicht.«

»Wieso? Welches Haar hast du denn jetzt in der Suppe gefunden?«

»Noch keins. Aber laß uns tanzen.«

»Wie du willst.«

Bill führte seine Frau auf die Tanzfläche, denn auch die Durhams drehten sich nach den Klängen Zudem war die Fläche nicht so besetzt wie sonst, da sich zahlreiche Paare in der Halle befanden und ihren Hunger am Büffet stillten.

Bill Conolly drehte seine Frau so, daß die beiden in die Nähe des



Brautpaares gerieten. Das Lächeln auf Sheilas Gesicht war verschwunden Ihre Züge hatten einen angespannten Ausdruck angenommen.

Sie tanzten unter Girlanden hinweg und prächtigen Kronleuchtern, die ein funkelndes, gleißendes Licht abgaben und die Paare damit bestrahlten.

Die Welt wurde für sie zu einem Wirbel, aber sie verloren die Übersicht nie und gerieten immer näher an die Durhams heran.

Bald tanzten sie schon neben ihnen.

»Und du hast wirklich nur oben gesteckt?« fragte Lucienne soeben, wobei sie ihren Mann anblickte.

»Wenn ich es dir sage.«

»Was machen denn die Kopfschmerzen?«

»Verschwunden.«

»Zum Glück Ich hatte mir schon große Sorgen gemacht, weißt du?«

»Meinetwegen?«

»Natürlich. Auch wegen Rosa. Ich kann es einfach nicht abtun und muß stets an die vergangene Nacht denken.«

»Ach, hör auf!«

»Doch, Fred. Als du wegwarst, habe ich überlegt. Schon morgen will ich Durham Castle verlassen Laß uns irgendwohin fahren!«

»Mal sehen.«

Mehr bekamen Bill und Sheila nicht mit, weil sich das Brautpaar in eine andere Richtung drehte.

»Ist doch alles in Ordnung«, sagte Bills Frau. »Ich sehe jedenfalls keine Gefahr.«

»Noch nicht.«

»Nur mache ich mir allmählich um John Sorgen«, fuhr sie fort. »Er hätte schon zurück sein müssen Wie lange ist er denn schon verschwunden?«

Bill hob die Schultern »Leider habe ich nicht auf die Uhr geschaut.«

»Willst du nach ihm sehen?«

»Eigentlich wollte ich hier die Stellung halten.«

»Ich passe schon auf.«

Bill konnte während des Tanzes nicht überlegen, deshalb zog er Sheila zur Seite, wo sie stoppten. Mit einem Tuch wischte er sich den Schweiß von der Stirn.

»Ich weiß ja, daß John sowohl nach oben als auch in die Wirtschaftsräume gehen wollte. Er suchte diese Rosa. Die obere Etage wird er bestimmt durchforstet haben.«

»Dann schaust du besser hier unten nach.«

»Okay, einverstanden.« Bills Gesicht nahm einen ernsten Ausdruck an.

»Sollte sich aber hier etwas ereignen, Sheila, schlage sofort Alarm!«

»Ich komme schon zurecht.«

Bill hauchte seiner Frau einen Kuß auf die Lippen und zog sich zurück. Auch er hatte mittlerweile ein ungutes Gefühl bekommen, und er glaubte daran, daß sich die Gefahr immer mehr verdichtete. Als er sich nach Rosa erkundigte, erfuhr er von einem Bediensteten, wo die Wirtschaftsräume lagen.

Bill bedankte sich und schlug die ihm angegebene Richtung ein. Er sah nicht, wie der andere ein flaches Sprechfunkgerät aus der Tasche zog und den Mund dicht an die Rillen schob...

\*\*\*

In der prächtigen Wanne lag ein Toter!

Sein Körper war zusammengeknickt, wurde aber dennoch in der Lage gehalten, weil ein Arm über dem Wannenrand hing wobei die Finger der ausgestreckten Hand nach unten zeigten und von den Spitzen Blutstropfen zu Boden fielen.

Der Tote trug ein Frackhemd. Der Stoff hatte sich mit der roten Lebensflüssigkeit vollgesaugt. Die Jacke sah ich neben der Wanne

liegen.

Ich schritt näher heran und starrte in das Gesicht. Es zeigte einen entsetzten und gleichzeitig erstaunten Ausdruck. Weit waren die Augen aufgerissen.

Ich stand nicht nur vor irgendeinem Toten, sondern vor dem Mann, um den sich alles gedreht hatte.

Frederik Arthur Earl of Durham.

Genau er war die Person, die tot in der Wanne lag. Aber sie war mir auch begegnet.

Vor einer Minute etwa, auf dem Gang!

In Gegenwart der Leiche fiel es mir schwer, einen klaren Gedanken zu fassen. Ich mußte einsehen, daß der Fall immer komplizierter wurde. Er hatte bereits ein zweites Opfer gefordert, und die Person, die mir eigentlich hätte mehr sagen können, war verschwunden. Keine Spur von Rosa. Ob sie sich für den Mord verantwortlich zeigte? Zuzutrauen war es ihr schon.

Meine Gedanken irrten wieder ab. Wenn dieser Tote hier der echte Earl war, wer war mir dann auf dem Gang begegnet und so schnell verschwunden? Ein Doppelgänger? Und wie paßte der Werwolf ins Spiel, von dem mir Bernie Winter berichtet hatte?

Eine Antwort auf diese Fragen mußte ich mir suchen, und ich würde sie finden, das schwor ich mir.

Es war ein schlimmes Bild. Hinzu kam die nahezu gespenstische Stille, die in diesem Leichenzimmer lag.

Die Stille allerdings wurde unterbrochen.

Ein hartes Geräusch erklang.

Das Schlagen einer Tür!

Ich zuckte zusammen, dachte an diese Wohnflucht, zu der mehrere Räume gehörten und war mir darüber im klaren, daß sich noch andere Personen in der Nähe befinden mußten und jetzt Reißaus genommen hatten.

Oder war es nur eine Person gewesen? Eventuell der Mörder? Meine Überlegungen hatten kaum Zeit in Anspruch genommen. Auf dem Absatz kreiselte ich herum, war mit zwei Schritten an der Tür und stieß sie auf.

In Windeseile durchquerte ich auch das kombinierte Arbeits- und Bibliothekszimmer, um danach auf dem Gang stehenzubleiben. Nach links schaute ich und nach rechts.

Dort sah ich jemand. Es war die Frau, die ich suchte. Rosa!

Sie rannte in die Richtung, aus der ich gekommen war.

»Bleiben Sie stehen!« schrie ich, als ich die Verfolgung aufnahm. Sie dachte nicht daran, wurde noch schneller, erreichte das Gangende, huschte um die Ecke und befand sich im nächsten Augenblick schon auf der Treppe nach unten.

Als ich die Stelle erreichte, wo mir Rosa aus dem Blick entwischt war, hatte sie bereits die Stufen hinter sich gelassen und nahm die letzten drei mit einem Sprung.

Sie kam sehr hart auf, hatte Pech und knickte zur Seite weg. Der Schwung warf sie noch gegen die Wand.

Ihr Fluch schallte mir entgegen als ich mit langen Schritten die Treppe hinabrannte.

Rosa fing sich schneller, als ich dachte. Sie nahm auch keine Rücksicht auf ihren Knöchel, sondern huschte wie ein Phantom davon. Nur gaben Phantome keine polternden Schritte von sich, das unterschied Rosa von ihnen. Diese Geräusche wiesen mir den Weg. Wir gelangten in die unteren Etagen, befanden uns aber in einem anderen Trakt des Schlosses und getrennt von dem, in dem die Gäste Hochzeit feierten.

Vielleicht war es mal ein Rittersaal gewesen, jedenfalls standen kaum Möbelstücke in dem hallenartigen Raum. Aber es gab genügend Waffen. Sie hingen an den Wänden, wo ich Speere, Schwerter, Lanzen und auch einige widerliche Folterinstrumente sah.

Rosa mochte zwar wendig und geschickt sein, schneller als ich war sie auf keinen Fall. Das wußte sie, und deshalb stellte sie sich mir zum Kampf.

Sie glitt auf eine Wand zu und riß dort ein Schwert aus der Halterung. Mit beiden Händen mußte sie es umklammern, denn diese alten Stichwaffen bestanden aus Eisen und waren verdammt schwer.

»Komm nur näher, du Hund!« rief sie mir zu. »Komm nur näher, dann schlage ich dir den Schädel ein!«

Ich hatte kein Interesse, mich auf einen langen Kampf einzulassen, schüttelte den Kopf und zog meine Beretta. Die Waffe hatte ich geschickt unter dem Smoking verborgen getragen. Die Mündung der Pistole richtete ich auf die Frau.

»Tun Sie sich selbst einen Gefallen und lassen Sie das Schwert fallen. Es hat keinen Sinn, Rosa!«

Sie behielt den Griff in den Händen. Dafür jedoch stellte sie eine Gegenfrage: »Sie kennen mich?«

»Ja, ich weiß Ihren Namen!«

»Und wer bist du, verdammt? Du gehörst doch nicht zu den Presseschnüfflern und auch nicht zu den Gästen!«

»Das stimmt genau. Mein Name ist John Sinclair. Ich bin Polizeibeamter. Oberinspektor bei Scotland Yard!«

»Ein Kriminaler«, sagte sie und lachte, daß es nur so durch den Raum hallte. »Ich habe mir gedacht, daß dieser dämliche Reporter sein Maul nicht halten konnte. Er hat dich doch auf meine Spur gebracht, oder nicht?«

»Gewiß!«

»Dafür hat er gebüßt«, erwiderte sie mit einer Stimme, deren Klang mir Angst einflößen konnte. »Mit seinem Leben gebüßt, und dir wird das gleiche widerfahren!«

»Weg mit dem Schwert!«

»Nein Bulle, nein! Ich werfe es nicht weg und du wirst auch nicht

schießen, dazu kenne ich euch Polizisten zu gut. Du wirst es nicht wagen!«

Wieder lachte sie.

»Denn wer mich tötet, macht einen Fehler. Ich werde mein Geheimnis mit ins Grab nehmen und du wirst nie erfahren was hier wirklich gespielt wird.«

Während dieser Worte schwang sie die schwere Waffe von einer Seite auf die andere. Die Klinge schlug regelrechte Wellen, von links nach rechts und umgekehrt.

Ich hörte das eklige Pfeifen, als sie die Luft durchschnitt und mußte daran denken, daß sie mit ihrer Vermutung tatsächlich recht behalten hatte.

Ich würde nicht schießen. Ich wollte sie unverletzt haben. Aus diesem Grunde ließ ich die Pistole wieder verschwinden. Rosa quittierte den Vorgang mit einem zufriedenen Kichern »Siehst du, ich habe es gewußt. Bullen sind verdammt neugierig aber du erfährst nichts, weil ich besser bin und dir deinen Schädel vom Hals schlagen werde, Sinclair...«

Während sie sprach, reagierte sie. Mit vielem hatte ich gerechnet, aber nicht mit der Attacke, wie sie gegen mich geführt wurde. Sie wuchtete ihre Arme nach vorn, ließ den Griff los und schleuderte das Schwert auf mich zu...

\*\*\*

Bill Conolly hatte sich den Weg genau gemerkt, der ihm beschrieben worden war. Deshalb hatte er keine Furcht, sich in dem Wirrwarr von Gängen und Fluren zu verlaufen.

Zudem begegneten ihm stets Kellner, die die mit Getränken gefüllten Wagen vor sich herschoben.

Die Wände des Wirtschaftstrakts waren weder verputzt noch tapeziert worden. Man hatte sie nur mit Beton bespritzt und grünlich angestrichen. Manchmal wurde Bill scharf angeschaut, aber niemand

wagte es, ihn anzusprechen.

Schließlich landete er in der Küche.

Obwohl eine Spezialfirma für das Büffet gesorgt hatte, wurde auch hier gekocht. Bill hörte etwas von einem Mitternachts-Dinner und pickte sich eine Frau heraus, die einen weißen Kittel trug und ein rotes Kopftuch umgebunden hatte.

»Entschuldigen Sie bitte, aber kann ich Sie vielleicht für einen kleinen Moment sprechen?«

»Es gibt keine kleinen Momente«, sagte die Frau, griff in die Tasche ihres Kittels und holte ein Tuch hervor. Bill konnte dabei in die Tasche schauen. Er entdeckte einen schwarzen Gegenstand, der ihm sehr nach Walkie-talkie aussah.

»Natürlich haben Sie recht. Ich drücke mich ein wenig umständlich aus. Sorry.«

»Was wollen Sie?« Mit dem Tuch wischte die Frau über ihr Gesicht.

»Es gibt hier eine Frau namens Rosa. Mit ihr hätte ich gern einige Worte gewechselt.«

»Nicht mit mir?«

»Nein.«

»Ja, gut.« Die Frau nickte und schaute sich um. »Tut mir leid, aber Rosa ist nicht hier.«

»Wissen Sie, wo ich sie finden kann?«

Die Frau runzelte die Stirn und schaute über die dampfenden Töpfe hinweg. »Genau kann ich Ihnen das auch nicht sagen. Wahrscheinlich steckt sie im Lager.«

»Und wo finde ich das?«

»Ist schwer zu erklären. Wissen Sie was? Im Moment werde ich nicht benötigt. Ich zeige Ihnen den Weg kommen Sie mit!«

»Das ist nett, danke!«

Die Frau ging vor, und Bill folgte in ihrem Schlagschatten. Sie

mußten die große Küche durchschreiten, bevor sie an eine Tür gelangten, die zum Lager führte. Jedenfalls stand das Wort auf der Innenseite in roter Schrift geschrieben.

Die Frau besaß einen Schlüssel, öffnete, und Bill Conolly wehte eiskalte Luft entgegen.

Das war eine Kühlkammer.

»Hier soll sich Rosa befinden?« fragte er mißtrauisch.

»Ja, gehen Sie nur, Sie werden...«

»Dies ist doch eine...«

Das Wort Falle konnte Bill nicht mehr aussprechen. Er vernahm hinter sich ein pfeifendes Geräusch, und als er sich umwenden wollte, traf ihn der Hieb.

Die Frau hatte mit dem Walkie-talkie zugeschlagen und sah zu, wie der Reporter zwei Schritte nach vorn wankte.

Das ging ihr noch zu langsam. Sie hämmerte ihm eine Faust in den Rücken und schleuderte ihn so in das Kühlhaus.

Bill Conolly brach zusammen, während die Frau die Tür rasch zuhämmerte und voller Haß dabei flüsterte: »Verrecke, du neugieriger Bastard!«

\*\*\*

Ich ließ mich fallen!

Es war wirklich die einzige Chance, dieser verfluchten Waffe zu entgehen.

Man kann so ein schweres Schwert nicht werfen wie eine Lanze. Für Attacken dieser Art ist es nicht ausbalanciert genug. Das Schwert flog zwar auf mich zu, allerdings taumelnd und auch nach unten wegsackend. Dies stellte ich innerhalb einer Sekunde fest, als ich am Boden lag und getroffen wurde. Es war nicht die Spitze, die mich traf, es war der Schwertgriff.

Genau zwischen Hals und Schulter erwischte er mich, und ich begriff, aus welchem Grunde die Frau die Waffe mit zwei Händen



umfaßt gehalten hatte.

Sie war ungemein schwer. Ich jedenfalls blieb für einen Moment liegen, während das Schwert ebenfalls zu Boden krachte. Vor mir stand die Frau.

Ein wildes, wütendes Wesen, getrieben von einem unbegreiflichen Haß und einer wilden Rache.

»Ich kriege dich noch, Bulle!« zischte sie, schüttelte sich und sprang zur Seite, um an die nächste Waffe zu gelangen. Die Auswahl war wirklich groß genug, und diesmal griff sie zu einer Lanze, die nicht so schwer wie das Schwert war, denn der Stiel bestand aus Holz.

Was sie konnte, konnte ich auch, schnellte auf die Füße, bewegte meine linke Schulter und stellte fest, daß sich die Nachwirkungen des Treffers in Grenzen hielten.

Als Rosa herumwirbelte, hielt ich ebenfalls eine Lanze in der Hand. Ihre Augen weiteten sich noch mehr. Damit hatte sie wohl nicht gerechnet, und ich nickte ihr noch zu.

»Kommen Sie ruhig Madam!« lockte ich sie. »Ich bin gern bereit, mich Ihnen zu stellen. Und ich will Sie lebend. Schließlich sollen Sie für zwei Morde büßen!«

Sie kreischte und wich zurück. Dabei schüttelte sie den Kopf. »Nein, Bulle, ich habe den Earl nicht umgebracht.«

»Aber den Reporter!«

»Der blöde Schnüffler hatte es nicht anders verdient. Er hätte seine Nase aus dem Fall lassen sollen.«

»Leider hat er zuviel herausgefunden, nicht wahr?«

»Das stimmt.«

»Und was?« Während dieses Dialogs ließen wir uns nicht aus den Augen und umkreisten uns wie zwei kampfbereite Kater, die um die Gunst einer Katze buhlten.

Ich hoffte, daß die Frau ihren Redefluß nicht einschränkte. So erfuhr

ich vielleicht die Lösung des Rätsels. Einmal fintierte sie und stieß die mit Kerben versehene und leicht angerostete Lanzenspitze nach vorn. Daß es eine Finte war, merkte ich sehr schnell und wich geschickt aus.

»Wie war es denn? Weshalb hast du ihn umgebracht, Mörderin?« Ich sprach bewußt aggressiv, um sie noch stärker aus der Reserve zu locken. »Was hat er herausgefunden?«

»Die Wahrheit. Er war vor einigen Tagen hier und hat ihn gesehen«, flüsterte Rosa.

»Wen gesehen?«

»Den Werwolf!«

Also doch. Es gab ihn. Bernie Winter hatte mir kein Märchen erzählt. Nur war mir dieses Untier bisher noch nicht begegnet, aber es mußte sich irgendwo in dem großen Schloß aufhalten.

»Ist er hier?« fragte ich.

»Natürlich.«

»Und die anderen haben ihn nie gesehen, sind ihm nie begegnet? Das kann ich nicht glauben.«

»Ich hatte mir einen besonderen Platz ausgesucht. Er lag in der Familiengruft. Ich stellte dort einen Sarg auf, nachdem ich mir den Schlüssel zur Tür der Gruft besorgt hatte. Tagsüber ließ ich ihn in der Totenkiste schlafen aber nachts, vor allen Dingen bei Vollmond, kam er frei.«

»Hat der Werwolf auch einen Namen?«

»Sicher. Er heißt Durham. Humphrey Durham. Er ist also ein Mitglied dieser reizenden Familie.«

Ich blieb stehen, als wäre ich irgendwo gegengelaufen »Was?« hauchte ich. »Der Werwolf ist ein Durham?«

»Natürlich, sogar ein Erbe. Schließlich war er der Bruder des richtigen Earls!« Sie begann zu lachen und schrie mir die nächsten Worte so laut entgegen daß sie ein Echo bildeten »Sogar ein

Zwillingsbruder, Bulle! Ein Zwillingsbruder. Vielleicht hast du ihn gesehen, ohne es zu wissen.«

Hätte ich keine Lanze in den Händen gehalten ich hätte mir vor den Kopf geschlagen.

Das war die Lösung des Rätsels!

Zwillinge!

Zwei Brüder. Einer ein Mensch, der andere eine Bestie. Mir ging ein ganzer Kronleuchter auf. Die Hochzeit hatte stattfinden können, weil der Mensch Durham in die Kirche gegangen war und der Werwolf zurückblieb.

Nun war der Mensch tot, der Werwolf hatte dessen Stelle eingenommen und würde sich wahrscheinlich auch verwandeln. Rosa brauchte mich nur anzusehen, um erkennen zu können, welche Gefühle mich durchtosten. Was hatte ich lange überlegt, auf diese Lösung wäre ich nie gekommen. Wahrscheinlich war die Gleichheit der beiden so perfekt, daß die Bestie damit auch die Frau des Earls und alle anderen Gäste täuschen konnte.

»Hat er seinen eigenen Bruder umgebracht?« wollte ich wissen.

»Das hat er.«

»Und wie geht es weiter?« Ich stellte die Frage und ging dabei zwei Schritte nach rechts, um die Distanz zu Rosa zu erhalten.

»Wir übernehmen die Herrschaft. Ich stehe an seiner Seite, denn er ist der wahre König von Durham Castle. Er wird schocken er wird euch das Fürchten lehren. Lange genug hat er darben und schmachten müssen. Diese Zeiten sind nun vorbei.«

»Wie konnte das geschehen? Wie war es möglich, dieses Phänomen geheimzuhalten?«

»Ich habe dafür gesorgt, denn die Eltern des Earls wollten von seinem Zwillingsbruder nichts wissen. Er war das schwarze Schaf und verließ das Schloß. Man legte ihm keine Steine in den Weg ließ ihn gehen, aber ich hatte ihn gemocht und verlor nie den Kontakt zu

ihm. Wir schreiben uns oft. Er hatte die Welt kennengelernt und berichtete mir in einem Brief von dem Zusammentreffen zwischen ihm und einer Tierfrau, einer Werwölfin.«

»Lupina?« fragte ich direkt.

»Ja, du kennst dich gut aus. Er traf Lupina. Das liegt nun einige Zeit zurück. In Sibirien hatte er diese Wölfin getroffen Dort hatte es auch ein Lager geben sollen in dem Werwölfe...«[\[1\]](#)

Ich nickte und unterbrach die Rede der Frau. »Ich kenne das Lager, denn ich habe dort mitgeholfen den Schrecken zu dämpfen.«

»Dann warst du der, den er so haßte!« sagte Rosa. »Möglich.«

»Zum Glück ist er entkommen und fand seinen Weg sofort wieder nach England, wo er sich an mich wandte.«

»Und Sie haben ihn aufgenommen und ihm den Sarg in die große Gruft gestellt«

»So war es. Er sah keine andere Chance mehr, denn er wollte nicht länger ein Gejagter sein, und er fand in mir die beste Verbündete. Wir klügelten einen Plan aus, der uns perfekt erschien, dabei kam uns die Hochzeit des Bruders Frederik gerade recht. Er ist schon tot und hat den Weg für Humphrey freigemacht.« Sie lachte wieder. »Wenn ich daran denke, daß er sich als Bräutigam ausgibt und der Bluff bereits gelungen ist, könnte ich mich schieflichen.«

»Wird er sich verwandeln?« fragte ich hart.

»Natürlich. Das soll der Höhepunkt dieser Hochzeit sein. Ich habe eine Horror-Hochzeit versprochen, und die wird es werden. Auch du, Polizist, änderst nichts daran.«

»Noch haben Sie nicht gewonnen, Rosa!«

»Meinst du, weil du mich noch nicht besiegt hast? Nein, Sinclair, das interessiert mich nicht. Ich habe nur für den großen Plan gelebt und alle Demütigungen ertragen müssen, die mir in diesem Hause widerfahren sind. Daran trugen die Eltern der Durhams die Schuld. Sie waren grausam und schlimm. Ich war für sie der letzte Dreck,

aber ich wollte es ihnen zeigen. Der für sie mißratene Sohn hielt damals zu mir, und wir sprachen schon vor seiner Existenz als Werwolf darüber, wie es wohl sein würde, wenn die beiden tot wären.«

»Sie leben nicht mehr«, erklärte ich. »Sind sie eines natürlichen Todes gestorben?«

»Die beiden verunglückten. Wir haben nicht nachgeholfen. Die Hölle hatte ein Einsehen mit uns. Wahrscheinlich wollte uns der Teufel nicht leiden sehen. Was war ich froh, als ich am Grab dieser verfluchten Heuchler stand. Ich hätte auf die Särge speien können, aber ich habe mich zurückgehalten, denn ich dachte an meine Rache an dem Erben, den ich als Kind nur widerwillig miterzog. Auf den Knien mußte ich ihn schaukeln, wobei ich stets die Rache im Sinn hatte, die heute endlich Wirklichkeit geworden ist. Nun herrsche ich.«

Die Frau vor mir war besessen. In den langen Jahren hatte sich der Haß aufgestaut, und sie würde weder durch Worte noch durch Taten von ihrem Plan abzubringen sein.

Nein, nicht eine Frau wie Rosa!

»Willst du noch mehr wissen?« fragte sie mich.

»Das reicht.«

»Aber glaube nur nicht, daß du ihm aufhalten kannst. Er sieht zwar wie ein Mensch aus, er ist aber keiner, sondern eine Bestie. Eine blutgierige, unheimliche Bestie, die es nur darauf angelegt hat, endlich die Opfer zu reißen, die ihr zustehen. Niemand hält ihn auf. Er wird sich in seiner wahren Gestalt zeigen und die Hochzeit in ein Fest der Panik und des Schreckens verwandeln.«

Das Gefühl hatte ich auch, deshalb mußte etwas geschehen. Und dies schon sehr bald.

Sie kam wieder vor.

Lauernd war ihr Blick. Jede meiner Bewegungen verfolgte sie mit

den Augen. Die Lippen waren in die Breite gezogen, doch man konnte das Lächeln keineswegs als freundlich bezeichnen. Es war tückisch, hinterlistig und gemein.

Ich ließ sie kommen.

Einen Schritt, einen zweiten.

»In seinem Namen tue ich es. Nur in seinem Namen Ich werde ihn schützen vor den Gefahren dieser Welt. Ich habe ihm bisher den Weg geebnet und werde ihm auch den weiteren Weg ebnen, darauf kannst du dich verlassen du Hund!«

Ich wußte, daß sie nach diesen Worten angreifen würde und hatte mich nicht geirrt.

Blitzschnell stach die Lanze vor. Sie hätte mich sogar getroffen, doch ich reagierte ebenfalls und kantete meine Waffe seitlich hoch, so daß beide zusammenprallten.

Für einen Moment standen wir uns gegenüber. Die Blicke bohrten sich ineinander. Aus den Augen der Frau strömte mir eine Eiskälte entgegen, und sie wollte mich durch die eingesetzte Kraft nach hinten drücken, damit ich das Gleichgewicht verlor.

Das schaffte sie nicht.

Ich war stärker, drückte dagegen, und sie wankte wie betrunken nach hinten Dabei wäre sie fast über ihre eigenen Beine gestolpert. Diese Unsicherheit nutzte ich aus und schlug mit der Lanze zu. Sehr genau hatte ich gezielt. Ihre Waffe wurde getroffen. Der Schlag war so hart geführt worden, daß es Rosa nicht gelang, die Lanze zu halten. Sie rutschte ihr aus den Händen und prallte mit lautem Gepolter zu Boden, wo sie liegenblieb.

Auch ich schleuderte meine Waffe weg. Jetzt waren die Chancen wieder gleich.

Rosa wollte auf die Lanze zuspringen und sie aufheben. Ich war schneller und erwischte die Frau mitten im Sprung. Es war ein Hieb mit der flachen Hand, der sie traf und auf den Rücken wuchtete, wo

sie sich überschlug. Sie schrie dabei ihre Wut hinaus, kroch von mir weg und schaffte es natürlich nicht.

Ich brauchte drei kleine Schritte, um neben ihr zu stehen. Als sie hochschnellte, griff ich zu. Ihren linken Arm packte ich und bog ihn nach hinten, so daß Rosa im Polizeigriff hing, aus dem sie sich nach menschlichem Ermessen nicht befreien konnte.

»Alles klar?« erkundigte ich mich höhnisch.

»Fahr zur Hölle!« geiferte sie.

Da ich hinter ihr stand, konnte ich das Gesicht nicht sehen. Wahrscheinlich zerplatzte es bald vor Wut und Zorn. Sie war nicht sehr groß, ich hatte den Arm schon hochwinkeln müssen, und ihre Haltung konnte man als so gekrümmt wie eine Bogensehne bezeichnen. So stand sie da und sagte nichts. Nur der keuchende Atem floß über ihre Lippen.

»Noch hast du nicht gewonnen!« ächzte sie. »Nein, noch nicht.«

»Ich weiß, Rosa, aber Sie habe ich sicher. Und darauf kam es mir schließlich an.«

»Der Werwolf wird dich zerreißen.«

»Aber erst später, meine Liebe. Wir beide werden einen kleinen Spaziergang unternehmen. Einen besseren Führer als Sie konnte ich mir nicht wünschen. Sie kennen doch das Schloß - oder?«

»Ja, ich kenne es.«

»Um so besser. Es fehlen zwei Gäste auf der Horror-Hochzeit. Wir wollen die anderen doch nicht warten lassen, sondern sie mit unserer Gesellschaft erfreuen. Was glauben Sie, wie sich der Bräutigam freut. Er weiß die Ehre bestimmt zu schätzen.«

Sie atmete keuchend ein. »Du willst wirklich...«

»Ja, ich will zur Hochzeit. Und ich werde Sie keinesfalls loslassen. Mein Griff bleibt. Dabei rate ich Ihnen, sich nicht zu rühren. Bleiben Sie, wie Sie sind. Es sei denn, Sie wollen einen gebrochenen Arm riskieren. Und das ist die Sache nicht wert, oder?«

»Nein, Sinclair, ist sie nicht. Komm laß uns laufen! Um so früher sind wir da.«

Mich machte der plötzliche Sinneswandel meiner Gegnerin stutzig, aber ich dachte nicht weiter darüber nach. Für mich zählte es nur, so rasch wie möglich die Ballsäle zu erreichen und dort etwas zu unternehmen. Vielleicht konnte ich Rosa als Trumpf gegen den Werwolf ausspielen. Möglich war alles.

Wir schritten auf die Tür zu.

Einmal stemmte sich Rosa gegen meinen Griff, wahrscheinlich um auszuprobieren, wie weit sie gehen konnte, doch sie zuckte im nächsten Augenblick schmerzerfüllt zusammen, denn ich hatte ihren Arm um eine Winzigkeit nach oben bewegt.

»Lassen Sie es lieber bleiben«, sagte ich. »Es hat keinen Sinn. Wirklich nicht.«

»Ja, ja, schon gut.«

Während wir liefen, bewegte sie ihren Kopf nach links und rechts. Ihre Blicke glitten dabei über die an den Wänden hängenden Waffen, die für sie in unerreichbare Fernen gerückt waren.

»Nein, Rosa, da kommen Sie nicht ran und wenn Sie noch so große Klimmzüge veranstalten.«

Sie schwieg. Nur ihr heftiger Atem und das Echo unserer Schritte waren zu hören. Wahrscheinlich hatte sie aufgegeben...

Zwei Schritte vor der Tür geschah es. Da knickte sie plötzlich zusammen. Um ihr den Arm nicht zu brechen, folgte ich dieser Bewegung. Die rechte Hand hatte sie frei. Sie bog den Arm zum Körper hin und preßte ihre Finger auf eine bestimmte Stelle nahe der Taille.

Dabei stöhnte sie wie eine Verletzte.

»Was haben Sie?«

»Die... die verdammten Schmerzen, Sinclair. Ich bin nicht mehr die Jüngste. Mein Herz, verstehen Sie. Verflucht, mein Herz! Ich kann es



einfach nicht...«

Ich lockerte den Griff. Trotz allem, was sie auf ihr Gewissen geladen hatte, sie war noch immer ein Mensch, mit dem man Mitleid haben konnte und auch mußte.

An einen Trick dachte ich in diesen Augenblicken nicht und wurde dafür bestraft.

Sie schien bemerkt zu haben, wie sehr sich der Griff lockerte. Und sie hatte zum letzten Mittel gegriffen. Weder Herz noch Magen bereiteten ihr Kummer, in einer Kleiderfalte steckte etwas anderes. Das Mordmesser!

Sie hatte die Klinge gezogen und drehte sich wie ein Kreisel. Ich sah das Blitzen der Klinge, ihr schattenhaftes Gesicht, verzerrt zu einer dämonischen Fratze, dann stach sie zu. Ich wollte zur Seite. Das schaffte ich auch, hörte ihren Schrei, dazwischen ein knackendes Geräusch, dann spürte ich das heiße Brennen an meiner linken Seite. Genau zwischen Brust und Hüfte.

Die Klinge hatte mich erwischt. Nicht voll, nur gestreift, aber es reichte aus, um eine Wunde zu reißen.

Ich ging zurück. Die linke Hand hatte ich in einer automatischen Bewegung auf die Stelle gedrückt, und zwischen meinen gespreizten Fingern rann rot das Blut.

Rosa stand vor mir.

Der linke Arm war wohl ausgerenkt. Er hing seltsam steif vom Körper ab. In der rechten Hand hielt Rosa das Messer mit der langen, schmalen Klinge. Sie machte mir ganz den Eindruck als würde sie noch längst nicht aufgeben, sondern angreifen wollen, trotz der Schmerzen.

»Nein, Bulle, du hast nicht gewonnen. Noch nicht. Solange ich lebe, werde ich kämpfen.«

Und sie kam.

Keine Rücksicht nahm sie auf ihre Schmerzen, schleuderte sich

nach vorn und streckte gleichzeitig den rechten Arm aus, um mir die Klinge in den Körper zu stoßen.

Ich drehte ab, vergaß meinen eigenen Schmerz und konterte diesmal hart. Im Training und in der Praxis lernt man, sich gegen Messerhelden zu wehren. Diese Tricks setzte ich ein.

Rosa stieß ins Leere und natürlich auch ihr Arm.

Meine Handkante kam von oben. Es war ein harter, treffsicherer Schlag der sie dicht über dem Gelenk erwischte und gleichzeitig lähmte, so daß sie die Waffe nicht mehr halten konnte. Das Messer rutschte aus ihren Fingern und blieb auf dem Holzboden liegen.

Rosas Lauf wurde gestoppt. Jetzt konnte sie beide Arme nicht mehr bewegen und fuhr trotzdem herum.

Ich nahm die Faust.

Ungedeckt war ihr Kinn, so daß ich diese Stelle für einen klassischen Knockout nutzen konnte. Rosa schüttelte den Kopf, ihre Augen bekamen einen glasigen Schein, dann wankte sie zurück und fiel ohnmächtig nach hinten. Bevor sie aufschlagen konnte, war ich bei ihr und fing sie auf. Das Hindernis war geschafft.

Dann merkte ich meine Verletzung. Die Hüfte brannte. Dort hatte mich die verfluchte Klinge ziemlich übel erwischt. Ich verdrehte den Kopf, schielte nach unten, sah dort den zerfetzten Stoff der Jacke und des Hemds, sowie das Blut, das aus der Wunde strömte.

Wie tief die Klinge in das Fleisch eingedrungen war, konnte ich nicht sehen, aber ich mußte die Wunde verbinden. Das Jackett zog ich aus, und riß mit viel Gewalt den rechten Hemdsärmel in Streifen. Es gelang mir, einen notdürftigen Verband anzulegen und die Wunde gewissermaßen zu verstopfen. Für die nächste Zeit mußte er reichen. Rosas Worte hatte ich nicht vergessen. Klar und deutlich standen sie noch in meiner Erinnerung.

Ein Werwolf hatte sich unter die Gäste gemischt. Und nicht nur das, er war sogar neben der Braut der Hauptakteur des Abends. Zwar

befanden sich die Conollys ebenfalls in den Ballräumen, doch ich wußte nicht, ob der gute Bill eine Silberkugel-Waffe eingesteckt hatte. Das war auch ein Risiko.

Den Weg hätte mir Rosa zeigen sollen Sie befand sich nicht mehr in der Lage.

Also ging ich allein...

\*\*\*

Sheila Conolly blieb einsam, aber sie ließ sich ihre Sorgen nicht anmerken. Denn Sorgen machte sie sich um ihren Mann Bill hatte nur in den Wirtschaftsräumen nachschauen wollen. Aber dauerte so etwas wirklich länger als eine halbe Stunde?

So lange war der Reporter mittlerweile schon verschwunden Mit jeder Minute, die er wegblieb, wurde Sheilas Gedanken trüber. Sie hatte nicht mehr das strahlende Lächeln der Anfangszeit aufgesetzt, ihr Gesicht wirkte manchmal ernst und verschlossen.

Dies stellte auch Harold Lester fest, der Modemann. Er hatte Sheila lange gesucht und sie erst jetzt entdeckt. Gestikulierend schritt er auf sie zu.

»Meine Güte, hat Ihr Mann Sie schon wieder allein gelassen Sheila?«

»Ja.«

»Kann er das denn riskieren?« Sheila schaute zu Lester hoch. Der Modezar hatte getrunken Sein gerötetes Gesicht und die leicht glasig wirkenden Augen wiesen da rauf hin. Außerdem stand er nicht sehr sicher auf den Beinen, und das Lächeln auf seinen Lippen wirkte angespannt und unnatürlich.

»Er hat einen Bekannten getroffen und sich für einen Moment zurückgezogen.«

»Die Geschäfte, wie?« rief Lester laut.

»Leider.«

»Wo bleibt da die Gleichberechtigung?« Harold Lester nahm

Sheilas Arm und zog sie zur Seite. »Ihr Mann redet über Geschäfte, und Sie wollen nicht mit mir ins Geschäft kommen. Das geht doch nicht, Sheila, dagegen muß man etwas tun.«

»Aber nicht heute.«

»Jede Sekunde ist kostbar. Wer weiß, wann wir wieder zusammenkommen. Ich fliege morgen abend nach Rom und von dort aus weiter nach Paris. Interne Messen neueste Mode, der Supertrend für das nächste Jahr. Das muß man gesehen haben Fliegen sie mit, Sheila! Sie kennen doch einige Leute aus der Branche.«

»Nein lassen Sie mal. Der kleine Ausflug in die Mode hat mir völlig gereicht.«

»Einmal ist keinmal. Starten Sie einen neuen Versuch. Ich habe bis heute noch nicht begriffen, weshalb Sie damals überhaupt aufgegeben haben.«

»Familiäre Schwierigkeiten«, log Sheila. »Es tut mir leid.«

Die Wahrheit sagte sie nicht, denn sie erinnerte sich noch zu genau an die schrecklichen Abenteuer, die sie in Paris erlebt hatte, als Lady X und die Mordliga eingriffen.

»Diese Episode ist wirklich vorbei, Harold. Vielleicht besuche ich als Privatperson mal eine Messe, aber nichts Geschäftliches. Glauben Sie mir.«

»Dann sind Sie es selbst schuld.«

»Möglich.«

»Wollen wir denn tanzen?« Lester erinnerte sich wieder an den eigentlichen Grund des Besuchs.

Sheila verdrehte die Augen und zauberte dennoch ein Lächeln auf ihre Lippen »Seien Sie mir sehr böse, wenn ich ablehne, Harold. Ich habe an diesem Abend so oft getanzt, daß ich meine Füße nicht mehr spüre.«

Lester nickte betrübt, wenn auch in seinen Augen der Schalk blitzte. »Ich sehe schon, bei Ihnen laufe ich gegen eine Wand.«

»Das dürfen sie nicht sagen Ich habe mich mit Ihnen am heutigen Abend am längsten unterhalten Sogar mehr als mit Bill.«

»Den haben Sie auch jeden Tag, aber mich nicht.«

»Das stimmt allerdings.«

»Darüber sind Sie froh, was?« Lester legte den Kopf zurück und lachte schallend.

Sheila neigte den Kopf. »Sie sind ein netter Kerl, Harold, aber manchmal auch anstrengend.«

»Dafür nie langweilig.«

Sheila hörte den versteckten Vorwurf aus der Stimme. »Das ist Bill auch nicht«, konterte sie.

»So meinte ich das nicht.«

Sie waren während des Gesprächs nicht stehengeblieben sondern in die Richtung gegangen, wo die Tische standen. Man hatte mehrere von ihnen zu einer langen Tafel zusammengestellt. Auf ihr lagen die Geschenke.

Der Bräutigam packte einige aus, während sich seine Frau mit einigen Adelligen unterhielt.

Harold Lester, der Modezar, hatte sich einer anderen Dame zugewandt. Sie war blutjung trug ein langes rotes Kleid mit einem gewagten Ausschnitt für tiefe Einblicke.

Sheila war froh, Lester beschäftigt zu sehen, so konnte sie für einen Moment mit ihren Gedanken allein sein Sie merkte es kaum, daß sie bald neben dem jungen Ehemann stand und sogar seine Stimme hörte. Er murmelte etwas vor sich hin, aber was war es nur für ein Murmeln? Sheila wurde aufmerksamer, denn sie glaubte, auch ein leises Knurren zu vernehmen.

Wie bei einem Tier...

Plötzlich rann es ihr kalt den Rücken hinab. Die Haut zog sich zusammen, und der Blick ihrer Augen wurde nachdenklich. Sie drehte den Kopf nach links, denn dort stand der Earl.

Der hatte Sheilas Ankunft ebenfalls bemerkt und in derselben Sekunde seinen Kopf in die entgegengesetzte Richtung gewandt. Ihre Blicke trafen sich.

Sheila tat nichts. Sie stand da und schaute. In ihrem Innern brodelte ein Vulkan. Die Augen des Mannes gefielen ihr nicht! Sie hatte den Earl oft genug an diesem Abend aus der Nähe gesehen und auch in seine Augen schauen können. Doch so wie diese hier hatten sie nicht ausgesehen. Der Ausdruck war ein anderer geworden!

Kalt, grausam und erbarmungslos. Ohne jegliches Gefühl. Ein gewisser Wille stand darin zu lesen.

Der Wille und die Sucht zum Töten!

Sheila hob den Arm. Gleichzeitig öffnete sie den Mund, während die Gedanken hinter ihrer Stirn wirbelten. Sie sah dieses Rätsel, das Bill und John den ganzen Abend über beschäftigt hatte, dicht vor sich und kam dennoch nicht auf die Lösung.

Etwas hakte noch aus, obwohl sie darüber nachdachte, ob das tatsächlich noch derselbe Mann war, der vor einigen Stunden frisch vermählt aus der Kirche gekommen war.

»Ist etwas mit Ihnen?« wurde sie angesprochen.

»Nein, nein«, antwortete sie hastig. »Tut mir leid, aber...«

Der Earl krauste die Stirn. »Nun, da scheint mir eine Lüge über Ihre Lippen gedrungen zu sein. Habe ich vielleicht etwas an mir, das Sie stört? Sagen Sie es!«

Sheila lachte leise. »Wie sollte ich?«

»Ich meine auch nur.« Er hob die Augenbrauen.

Sheila fiel auf, daß sie sehr buschig waren. »Wissen Sie, ich habe Sie erst jetzt gesehen, Madam, und ich kenne Sie auch nicht. Darf ich Ihren Namen erfahren?«

»Sheila Conolly.«

»Der Name paßt zu Ihnen. Ich meine der Vorname. Was machen Sie beruflich? Wissen Sie, es gibt hier so viele Gäste, daß ich die

Tätigkeiten der einzelnen nicht nachhalten kann!«

»Ich bin Hausfrau, aber Sie sollten mich kennen Earl.«

Der Mann rückte ein noch eingepacktes Geschenk zurecht und fragte:

»Sollte ich das?«

»Ja.«

Er hob wieder den Blick, und Sheila fühlte seine kalten Blicke auf sich gerichtet. »Dann helfen Sie mir bitte auf die Sprünge, Sheila. Ich weiß es nicht...«

»Mein Mann kennt Sie. Bill Conolly. Wir haben uns schon öfter gesehen. Erinnern Sie sich nicht mehr an die Party im Londoner Palladium, als der Hochadel...«

»Ja, natürlich, jetzt erinnere ich mich. Das war doch im vorigen Jahr!?«

Sheila nickte automatisch, obwohl sie nun endgültig wußte, daß vor ihr nicht der Earl stand. Es hatte nie eine Party im Palladium gegeben, auf der sie sich hätten kennenlernen können. Das alles war ein Bluff ihrerseits gewesen, ein Test.

Leider war Sheila keine sehr gute Schauspielerin. Ihr Gegenüber merkte genau, daß etwas nicht stimmte, und sein Blick wurde lauernder.

»Sheila, ich glaube, wir sollten uns einmal genauer und allein über das Thema unterhalten.«

Sie schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, Earl, aber mein Mann wartet auf mich.«

»Wo denn?«

»Er ist im anderen Raum. Ich habe versprochen...«

»Sie haben gar nichts versprochen, Sheila. Sie wollen mich hier anlügen Ihr Mann wartet nicht im anderen Raum. Er steckt ganz woanders. Ich bekam über ihn Bescheid.«

»Und wo?« Sheila vergaß ihre Vorsicht. Schließlich ging es um

Bill.

Der Earl lächelte. »Soviel mir bekannt ist, liegt Ihr Gatte wohl verwahrt in einer Kühlkammer. Hier war es ihm wohl zu heiß. Sie verstehen, nicht wahr?«

Sheila verstand sehr schnell. Sie wußte auch, daß man Bill eine Falle gestellt hatte. Wahrscheinlich auch John Sinclair, sonst wäre er längst wieder im Saal gewesen.

Sie wollte zurück, das ließ der Bräutigam nicht zu. Bevor Sheila ihm noch entweichen konnte, hatte er schon zugegriffen. Seine Hand umfaßte Sheilas Arm in Höhe des linken Ellbogens, und die Finger besaßen die Kraft eines wilden Tieres.

»Jetzt bleib hier!« zischte der Earl. »Es ist sowieso zu spät. Meine Stunde ist gekommen.«

»Lassen Sie mich los, Sie...«

»Nein!«

»Dann schreie ich!«

Der Earl lachte nur. »Sie können schreien soviel Sie wollen, Sheila. Denn Sie sind bald nicht die einzige, die hier schreien wird, das kann ich Ihnen versprechen Meine Zeit ist da. Es geht los!«

Er hatte die Worte kaum ausgesprochen als er Sheila losließ und bei ihm die Verwandlung begann.

Sheila nutzte die Gelegenheit und sprang aus seiner Reichweite. Aber der Adelige zeigte keinerlei Interesse mehr an ihr. Er war mit sich selbst und seinem großen Problem beschäftigt.

Weit beugte er sich vor.

Dabei schlug er die Arme nach unten, klatschte die ausgebreiteten Hände auf den Boden und schnellte sofort wieder in die Höhe. Er streckte seinen Körper, legte den Kopf in den Nacken, riß weit den Mund auf, und Sheila, die ihn nicht aus den Augen gelassen hatte, erkannte mit Schrecken das mörderische Werwolf-Gebiß. Das war er also. Der Werwolf, von dem bereits der Reporter Bernie Winter



gesprochen hatte.

Die Mitglieder der Kapelle entlockten ihren Instrumenten nur leise Töne, so daß die Klänge mehr an Barmusik erinnerten. Die wurden von einem fürchterlichen Schrei nicht nur übertönt, sondern regelrecht zerrissen. Der Earl hatte so schrecklich geschrien!

Nein, nicht der Earl, denn das, was die Gäste sahen war kein normaler Mensch mehr, sondern jemand, der sich auf dem Weg zum Raubtier befand und sich entsprechend verwandelte.

Nach dem Schrei war für einen Moment eine Stille eingetreten die schwer wie Blei über dem Raum lag. Auch die Musiker hatten aufgehört zu spielen. Jeder schaute in die Richtung, aus der seiner Ansicht nach der Schrei aufgeklungen war.

Und ein jeder sah ihn!

Der Earl hatte sich gedreht und mit dem Rücken gegen den mit Geschenken überladenen Tisch gestemmt. Er lag in einer Schräghaltung, sein Gesicht war verzerrt, der Mund stand weit offen und der Körper bewegte sich zuckend.

Er wuchs!

Von innen her drang die unheimliche, schwarzmagische Kraft, drängte die Muskeln auseinander, so daß die Nähte der Kleidung nicht mehr halten konnten und wegplatzten.

Das Zeug wurde zerfetzt, während sich Humphrey auf dem Geschenktisch drehte, mit den Armen um sich schlug und einiges an Paketen und wertvollen Gaben zu Boden räumte.

Noch schrie niemand, noch sprach niemand. Der Vorgang war zu entsetzlich. Auch die Braut wagte nicht, sich zu rühren. Sie stand leichenblaß auf dem Fleck und vernahm als nächstes Geräusch keinen Schrei mehr, sondern das, was sie aus der Nacht her kannte, als sie nicht einschlafen konnte.

Ein schauriges Heulen!

Unheimlich schwang es durch den Ballsaal. Ein Ton, wie ihn Wölfe

in den tiefen Wäldern Rußlands oder Kanadas ausstießen. Schlimm, grauenhaft und fürchterlich.

Noch lag der Mann auf dem Bauch. Dabei hob er beide Arme an und schlug sie immer wieder nach unten.

Es waren keine Hände mehr, die in den Geschenken wühlten sondern Mordkrallen die an den beiden ebenfalls mit schwarzem Fell bedeckten Armen endeten.

Wieder schleuderte der Werwolf seinen Körper herum. Diesmal platzte auch der Rest der Kleidung weg. Nur noch Fetzen blieben hängen, als härten man sie angeklebt.

Zum erstenmal zeigte er sich so, wie er wirklich war, und jeder konnte ihn sehen.

Die Menschen überkam das kalte Grauen!

Vielleicht wußten die meisten überhaupt nicht, wer da vor ihnen stand. Von Werwölfen hatten sie bestimmt noch nichts gehört. Und diejenigen, die mal etwas darüber gelesen oder Abbildungen gesehen hatten, konnten es wohl auch nicht fassen da sie solche und ähnliche Dinge stets in das Reich der Fabel und Legende abtaten.

Hier jedoch erlebten sie die rauhe und auch gefährliche Wirklichkeit einer unheimlichen Magie.

Der Earl war, als er sich endlich aus seiner halb liegenden Stellung erhoben hatte, kein Mensch mehr. Die reine Bestie schaute auf die versammelte Menge, und kalte Raubtierblicke glitten über leichenblasse, ängstliche und verschwitzte Gesichter.

Im krassen Gegensatz zum dunklen, pelzigen Fell auf seinem Körper standen die Haare. Sie hatten sich ebenfalls verändert, waren länger geworden und standen in die Höhe. Und sie rahmten dabei das runde Gesicht ein, so daß sie sich zu beiden Seiten des Kinns mit dem Körperpelz vereinigen konnten.

Das Gesicht wirkte innerhalb dieser Haarflut ziemlich flach. Dort wuchs zwar auch kein Fell, dennoch überdeckte es die primären

Gesichtsmerkmale nicht.

So war eine flache Nase zu erkennen, ein klaffendes Maul und sehr scharfe, spitze Raubtierzähne, die der Unhold gebleckt hatte. Füße besaß er ebensowenig wie Hände. Arme und Beine liefen in mit Krallen besetzten Pranken aus, die, wenn sie mal zuschlugen, fürchterliche Wunden reißen konnten.

In der pelzigen Flut des Gesichts wirkten die Augen wie zwei kalte Kugeln, die jemand in die Höhlen hineingedrückt zu haben schien. Ein jeder wußte, daß dieser Werwolf erschienen war, um zu töten. Etwas anderes gab es für ihn einfach nicht. Er wollte das Grauen, er wollte das Blut, er wollte Opfer.

Und er hatte sich sein erstes bereits ausgesucht.

Es war Lucienne - seine Frau!

Nach rechts hatte sich die Bestie gewandt. Nur einige Schritte entfernt hielt sich Lucienne auf, zusammen mit ihren Eltern, die ebenfalls geschockt waren.

Sie hatten ihre Tochter in die Mitte genommen. Monsieur Lancomb stand halb vor ihr und hatte wie schützend seinen Arm um sie gelegt, während Madame ein Glas Champagner in der Hand hielt und es leerte, ohne dabei zu trinken, weil sie zu sehr zitterte und die teure Flüssigkeit verschüttete.

Die Bestie grinste.

Es war ein seltsames Verziehen des Gesichts, und die Augen begannen noch kräftiger zu funkeln.

Lucienne fühlte den kalten Blick auf sich gerichtet und schüttelte den Kopf.

»Nein! Nein!« flüsterte sie. »Ich will nicht...« Sie ahnte, was dieses Geschöpf vorhatte.

»O doch, du bist meine Frau!« Zum erstenmal hatte der Werwolf sich artikuliert. Die Worte waren stoßweise aus seinem Maul gedrungen. Sie klangen sehr rauh, waren schwer zu verstehen und

stets von einem Fauchen oder Knurren begleitet.

Sie machten den Zuschauern noch mehr Angst. Niemand allerdings bewegte sich, keiner schrie, als würden sie alle unter einem magischen Bann stehen.

»Du willst nicht?«

Wieder schüttelte Lucienne den Kopf. »Dann«, grollte die Bestie und legte eine Pause ein »Dann werde ich dich holen...!« Und schon sprang er vor.

Er war ungemein geschmeidig. Die Kraft des Tieres steckte in ihm, als der Körper vom Boden abstieß und sein Ziel fand.

Monsieur Lancomb wuchs über sich selbst hinaus. Er warf seine Tochter in die Arme der Mutter, die von dieser Aktion überrascht wurde und fast zu Boden gefallen wäre. Auch andere in der Nähe stehende Gäste wichen zurück, klammerten sich aneinander fest und beobachteten mit angstgeweiteten Augen die weiteren Vorgänge.

Lancomb stellte sich dem Werwolf in den Weg!

Sheila Conolly ahnte als einzige das Unheil, das unweigerlich kommen mußte, denn sie kannte sich mit Werwölfen aus. Ihr Warnschrei kam zu spät, und die Worte erstarben auf ihren Lippen.

Der Werwolf war da.

Ein Schlag mit der rechten Pranke reichte aus.

Der Mann sah noch einen Schatten der im Halbkreis auf ihn zuwischte, wollte den Kopf einziehen, als er bereits getroffen wurde. Er hatte das Gefühl, von einer Gartenharke an der linken Kopfseite erwischt worden zu sein. Nur waren es keine Zinken, die ihn getroffen hatten, sondern Krallen.

Wie eine Figur flog er zur Seite, während aus den Wunden das Blut sprudelte.

Die Schmerzen waren kaum zu ertragen. Der Mann wälzte sich auf dem Boden, und seine Frau begann zu schreien.

Die Bestie kümmerte sich nicht um die beiden. Ihr Ziel war

Lucienne, die junge Frau. All ihre schrecklichen Alpträume wurden zu einer grausamen Wirklichkeit, als sie die Gestalt des Werwolfs so dicht vor sich sah, in das offene Maul schaute und die blitzenden Reißzähne erkannte. Wenn sie zubissen war sie verloren.

Der Werwolf biß nicht. Er fauchte ihr ins Gesicht und ließ beide Arme nach unten sausen.

Hart schlugen die Krallen in die Schultern der Französin und zerfetzten den Kleiderstoff, als bestünde er aus dünnem Papier. Auch im Fleisch der Schultern hinterließen die Krallen Wunden. Dennoch verspürte Lucienne keinen Schmerz, die schreckliche Todesangst war viel stärker. Im nächsten Augenblick fühlte sie, wie der Boden unter ihren Füßen wich, denn der Werwolf hatte sie mit einer spielerisch anmutenden Leichtigkeit in die Höhe gestemmt und schleuderte sie herum, als wäre sie nur mehr ein Gegenstand und kein Mensch.

Unter den linken Arm klemmte er sein Opfer und sprang den Weg zurück den er auch gekommen war.

Aber er ging weiter, denn er hatte sich ein neues Ziel ausgesucht. Es war das Podium, wo die entsetzten Musiker vor ihren Instrumenten standen. Dabei kümmerte er sich nicht um die Schreie der Frau. Es interessierte ihn auch nicht, daß sie sich wehrte, wobei sie mit den Beinen strampelte und um sich schlug. Dennoch gelang es ihr nicht, den harten Klammergriff zu sprengen.

Mit einem letzten Sprung erreichte der Werwolf das Podium. Endlich kam Bewegung in die Musiker. Sie flohen so hektisch, als wäre der Leibhaftige hinter ihnen her, und der Werwolf nahm keine Rücksicht auf die Instrumente.

Er schleuderte sie zur Seite, so daß Klarinetten, Trompeten Geigen und auch Trommeln zusammenfielen und ein Wirrwarr von schrillen jaulenden Tönen hinterließen.

Mit einem Fuß stampfte der Werwolf die Bespannung einer

Trommel entzwei, hob sein Bein und schleuderte die Trommel mit wilden Fußbewegungen in die Schar der Gäste. Einige von ihnen harten den ersten Schrecken überwunden. Sie flohen in wilder Panik aus dem Raum, gelangten in die Halle und stürzten nach draußen.

Nichts hielt sie mehr!

Die Bestie hatte das Kommando übernommen Sie wuchtete ihr Opfer herum und stellte es auf die Füße. Lucienne sah aus wie eine Tote. Sie wäre in die Knie gesackt, weil sie einfach keine Kraft mehr besaß, sich auf den Beinen zu halten, und so mußte der Werwolf sie unterfassen, damit sie überhaupt stehen konnte.

Seinen freien Arm hob er hoch. Die Pranke zog sich zusammen, so daß sie etwas Ähnliches wie eine Faust bildete.

»Seht mich an!« brüllte er. »Seht mich und meine Frau an Sie ist diejenige, die ich mir geholt habe, weil sie mir gehört. Mir ganz allein Und mir gehört alles hier, alles! Das Schloß, der Park und die Gruft, aus der ich zu euch gekommen bin, um abzurechnen Schaut mich an, ihr Menschen Hier steht der wahre Herr von Durham Castle vor euch. Es ist nicht derjenige, der geheiratet hat, nein, das war mein Zwillingbruder, und wißt ihr, wo er jetzt steckt?«

Keiner sagte etwas. Ein zweiter Schock hatte die Gäste erwischt, denn was sie gehört hatten, eröffnete ihnen völlig neue Perspektiven Damit hatten sie nie im Leben gerechnet.

Es gab also zwei Erben!

Einer war eine Bestie.

»In der Badewanne!« brüllte der Werwolf mit Stentorstimme. »Er liegt tot in seinem Blut. Der Mann, dem ihr das große Vertrauen geschenkt habt, wird sich nie mehr im Leben erheben. Er ist tot, ermordet, vernichtet. Ich bin jetzt der Herr!« Seinen Worten folgte ein röhrendes Lachen, das über die Köpfe der Gäste schwang und irgendwo in den anderen Räumen verhallte.

»Und keiner hat etwas gemerkt. Selbst meine Frau nicht, die mein

erstes Opfer wird. Ich habe lange genug warten müssen, habe mich in der Welt herumgetrieben, doch den Kontakt zum Schloß nie verloren. Als mich eine Wölfin biß, war der Zeitpunkt gekommen, wo ich mir meine Rache überlegen konnte, die ich nun ausführen werde. Habt ihr verstanden ihr verfluchten Menschen? Ich werde mich rächen, gnadenlos, kein Pardon kenne ich, denn ich bin der Herrscher auf Durham Castle und kein anderer.«

Auch Sheila Conolly hatte die Worte gehört. Die letzten Ereignisse hatten sie vom Schicksal ihres Mannes abgelenkt. Sie konzentrierte sich mehr auf die Gegenwart und fragte sich dabei, ob der Werwolf tatsächlich ein so großes Blutbad anrichten wollte, wie er versprochen hatte.

Sheila war oft mit der Werwolf-Magie konfrontiert worden, sie wußte auch, was man dagegen unternehmen konnte, aber in diesem Fall besaß sie nicht die entsprechenden Waffen.

Deshalb suchte sie so verzweifelt nach einem Ausweg, denn sie wollte keine Toten und Opfer.

Hinter ihrem Rücken erklang das Stöhnen des Monsieur Lancomb. Der Hieb hatte ihn hart verletzt, wahrscheinlich mußte er sogar in ärztliche Behandlung und Sheila hoffte nicht, daß er durch diesen Prankenschlag zum Werwolf wurde, was allerdings unwahrscheinlich war, denn in eine solche Bestie verwandelte sich nur derjenige, der von einem Werwolf richtig gebissen wurde.

Im Prinzip hatte Sheila Waffen jeglicher Art. Zu diesem Zeitpunkt aber hätte sie sich für ihr Leben gern eine Pistole gewünscht, deren Magazin Silberkugeln enthielt, denn damit war eine solche Bestie auszuschalten.

»Horror-Hochzeit!« schrie das Geschöpf plötzlich. »Es sollte eine Horror-Hochzeit werden, und es ist eine geworden, das kann ich euch schwören. Ihr alle werdet zuschauen, wie ich mir mein erstes Opfer hole, das immer noch gedacht hatte, es wäre meine Frau, denn

nicht einmal sie hat die Täuschung sofort bemerkt.«

Vor zahlreichen Zeugen hatte er diese finstere Morddrohung ausgesprochen Und es war keiner da, der sich ihm in den Weg stellte. Auch nicht mehrere Männer, die sich unter Umständen hätten zusammenschließen können zwar nicht, um den Werwolf zu töten - das schafften sie sowieso nicht -, nein, um das Opfer aus seinen Klauen zu reißen.

Niemand machte nur einen Ansatz eines Versuchs. Sie alle standen da wie Ölgötzen. Auch ein gewisser Harold Lester, der Modezar, der ansonsten stets einer der ersten war.

Hier traute er sich nicht.

Die Bestie hatte Lucienne neben sich stehen und jetzt eine Pranke in ihren Nacken gelegt, damit die junge Frau abgestützt wurde und nicht zu Boden sank. Sheila konnte Luciennes Gesicht nicht sehen weil sie im schrägen Winkel zur Bühne stand. Doch die anderen schauten in die leichenblasse Maske, die an die Züge einer Toten erinnerte.

Sheila Conolly konnte einfach nicht tatenlos zusehen Sie war lange genug mit Bill verheiratet und mit John Sinclair befreundet. Deshalb wußte sie genau, daß auch die beiden Männer in dieser Situation nicht anders gehandelt hätten.

Der Werwolf konnte auch von seinem erhöhten Standplatz nicht jeden einzelnen Gast im Auge behalten. Das wußte Sheila und nutzte diese Tatsache für sich aus.

Um nicht allzu schnell aufzufallen, duckte sie sich, schlug einen kleinen Bogen, umging einige Gäste, die sie überhaupt nicht beachtete, und näherte sich von der Seite her dem Podium.

Einen Gegenstand, den sie als Waffe hätte nehmen können, fand sie nicht. Sie hätte schon bis zur Wand gehen müssen, denn dort hingen über Kreuz zwei alte Schwerter. Sie wegzunehmen und auf die Bestie zuzulaufen, hätte zuviel Zeit gekostet. Deshalb ließ sie sich etwas anderes einfallen Ein Verstärker stach ihr ins Auge. Es war



ein viereckiger Kasten, zudem nicht mehr an das Stromnetz angeschlossen, denn bei ihrer Flucht hatten die Musiker das Hauptkabel herausgerissen. Mit einem großen Schritt betrat Sheila das Podium. Es bestand zwar aus Holz, doch ein Teppichboden dämpfte jeden Laut fast bis zur Geräuschlosigkeit.

Neben dem Kasten duckte sie sich. Rasch warf sie einen Blick auf die Gäste.

Niemand tat etwas. Sie wurde zwar beobachtet, doch Reaktionen gab es zum Glück nicht.

Sheila hob den Verstärker an.

Er war ziemlich schwer und wäre ihr fast aus den Händen gerutscht, so daß sie noch einmal nachfassen mußte.

Es war auch der richtige Augenblick denn der Werwolf begann damit, seinen grausamen Plan auszuführen.

»Ich habe sie hier am Hals gepackt!« schrie er über die Köpfe der Wartenden hinweg. »Damit werde ich euch einen Beweis meiner magischen Kraft geben Ich brauche mit meiner rechten Pranke nur zuzudrücken, um diese Frau zu erwürgen. Wer jedoch darauf hofft, hat sich geirrt. Ich mache es anders. Ich hole mir das erste Opfer durch einen Biß, und ihr werdet erleben, wie auch sie zum Werwolf wird. Niemand darf diesen Raum verlassen. Niemand, habt ihr verstanden?«

Eine Antwort bekam er verständlicherweise nicht. Er war auch nicht scharf darauf. Er wollte nur einschüchtern und damit seine Grausamkeit und Härte demonstrieren.

Die Bestie beugte ihren Kopf nach links, öffnete noch weiter das Maul, und Lucienne, starr vor Angst, tat nichts, um diesem Schicksal zu entgehen.

Da warf Sheila den Apparat!

\*\*\*

Sie hatte schon zuvor ausgeholt und Zeit genug gehabt, um genau zu

zielen Würde sie auch treffen?

Nichts warnte die Bestie, vielleicht sah sie noch einen Schatten, nahm ihn nicht ernst und dachte nur an das Opfer. Der Aufschlag!

Sheila hätte jubeln können, denn das schwere Gerät traf nicht Lucienne, sondern den Werwolf genau zwischen Schulter und Schädel. Es war ein wuchtiger Aufprall, so überraschend gekommen, daß dieses Geschöpf vom Podium gefegt wurde.

Sheila hörte das Brüllen und das Klatschen als der Körper aufprallte. Dann jagte sie vor.

Plötzlich schrie alles durcheinander. Im Nu entstand eine Panik. Die Menschen wurden zu einer rollenden Woge aus Leibern, und jeder wollte so rasch wie möglich an der Tür sein.

Das Podium war frei.

Sheila hetzte auf die am Boden liegende Lucienne zu, stolperte dabei über Musikinstrumente, schleuderte sie zur Seite, bekam freie Bahn und erreichte die junge Frau, die im Zeitlupentempo zusammensackte. An den Schultern blutete sie, ansonsten war ihr nichts passiert. Wenn sie jetzt wegkam, konnte sie vielleicht überleben.

Sheila faßte sie unter, riß sie in die Höhe und brüllte ihr die nächsten Worte ins Ohr, damit sie auch von Lucienne verstanden wurden »Laufen Sie weg verstecken Sie sich!«

Lucienne bewegte sich roboterhaft. Es war nicht zu erkennen, ob sie alles begriffen hatte, ihr Gesichtsausdruck glich dem einer Wahnsinnigen. Sheila mußte Lucienne vom Podium schleudern, denn sie vernahm hinter sich bereits ein schreckliches Fauchen. Der Werwolf kam.

Es war klar, daß er einen Raub seines Opfers nicht so leicht hinnehmen würde, und wie es seiner Mentalität entsprach, würde er sich zu rächen versuchen. Das sollte Sheila spüren. Sie hatte das Podium noch nicht verlassen, stand an dessen Rand und schaute

zurück.

Vom Boden her schnellte die Bestie in die Höhe.

Sheila sah sie wie im Zeitlupentempo erscheinen. Erst das schrecklich entstellte Gesicht, danach die Schultern, es folgte der Oberkörper mit seinen langen Armen und Mordkrallen.

Der Schrei, der Sheila entgegenhallte, war fürchterlich. In den gelben, kalten Augen schien es zu blitzen, mit zwei wilden Fußritten schleuderte der Werwolf Instrumente zur Seite, um freie Bahn zu bekommen. Sheila sprang zurück. Noch eine Sekunde hatte sie Zeit, dann war es zu spät.

Da hatte sie Pech. Beim Zurückweichen trat sie genau auf die Kante des Podiums, knickte ein und fiel nach hinten. Halt fand sie keinen mehr, und so prallte sie mit dem Rücken zu Boden. Das war die Chance für die Bestie!

Noch einmal grollte sie, stampfte näher und bekam mit, wie Sheila Conolly verzweifelt versuchte, aus der Gefahrenzone zu kriechen. Sie schaffte es nicht. Der Werwolf war immer schneller. Noch lag sie, hörte das Stampfen der Schritte, sah für einen Moment noch Lucienne, die junge Braut, bevor der Schatten des Untiers über sie fiel. Niemand war da, um ihr zu helfen.

Genau da fiel der Schuß!

\*\*\*

Ich hatte gefeuert und nicht getroffen!

Es gibt Augenblicke, da klebt einem das Pech an den Füßen. So einen Moment erlebte ich hier. Eigentlich hätte ich nicht fehlen dürfen, aber ich war in die Masse der fluchtartig wegeilenden Menschen geraten und wurde genau in der Sekunde von der rechten Seite her gerammt, als ich abdrücken wollte.

Deshalb schlug die Silberkugel in die Decke.

Aber ich sah den Kerl, der mich gerammt hatte. Es war kein Gast, sondern ein Mann vom Personal, und ich entdeckte bei ihm das

gleiche Funkgerät, wie ich es auch bei Rosa gesehen hatte. Die beiden gehörten zusammen.

Das alles fiel mir innerhalb einer Sekunde auf und ein Dabei befand sich meine Handkante schon auf dem Weg nach unten. Es war ein gezielter Treffer, der Kerl legte sich schlafen.

»Johhhnnn...«

Mich erreichte Sheilas kreischender Schrei! Ich wirbelte herum. Die Beretta hielt ich im Anschlag denn die zweite Kugel durfte nicht fehlen.

Irgendwie schien die Bestie zu ahnen, daß ich eine Waffe besaß, die ihr gefährlich werden konnte. Das Untier dachte plötzlich an sein Verschwinden, und es kümmerte sich auch nicht um Sheila. Mir aber schleuderte der Werwolf eine Trompete entgegen. Ich zog rechtzeitig genug den Kopf ein, so daß das Instrument über meine Haare strich und irgendwo hinter mir zu Boden schlug.

Dann war die Bestie verschwunden. Sie war weggehechtet und so aus meinem Blickfeld geraten.

»Hol ihn dir! Hol ihn dir!« schrie Sheila, während ich über sie hinweg und auf das Podium sprang.

Kabel, Instrumente, Boxen und Verstärker bildeten ein Durcheinander, das leicht zu einer Stolperfalle werden konnte, deshalb kam ich auch nicht so schnell weg wie ich es mir wünschte. Unter meinem Fußtritt zerbrach eine Geige, fast hätte sich ein Kabel wie eine Schlange um meinen Knöchel gewickelt, und ich war selbst überrascht, daß ich, ohne Schaden zu nehmen, das Podest hinter mir lassen konnte. Der Werwolf war verschwunden!

Im ersten Augenblick glaubte ich an eine Täuschung. Verdammt, er konnte sich doch nicht in Luft aufgelöst haben! So sehr ich auch schaute, zu Gesicht bekam ich ihn nicht.

Ich lief bis zur Rückwand des Saals und entdeckte dort einen schmalen Schrank, der mir zuvor in dem gesamten Trubel nicht

aufgefallen war. Die Türen standen offen.

Und auch die Rückwand!

Da wußte ich Bescheid.

Wie so oft in alten Schlössern gab es auch hier Geheimgänge. Der Werwolf hatte ihn gekannt und diesen Weg natürlich ausgenutzt. Auch ich wollte ihn gehen, warf, bevor ich in den Schrank kletterte, noch einen Blick zurück.

Sheila humpelte winkend näher. Dabei schrie sie: »John! Bill ist verschwunden... In einer Kühlkammer...«

Ich hörte die Worte zwar noch, reagierte aber zu spät, denn ich hatte einen Schritt nach vorn gemacht und fiel in die Tiefe...

\*\*\*

Der heimtückische Hieb hatte den Reporter Bill Conolly regelrecht umgehauen, von den Beinen gerissen, aber nicht in das Reich der Bewußtlosigkeit geschafft.

Vielleicht wäre er sogar bewußtlos geworden, doch in der Kammer herrschte eine Kälte, die anscheinend dafür sorgte, daß Bill sein Bewußtsein behielt.

Er lag nur am Boden, stöhnte und glaubte, sein Kopf würde auseinandergerissen und stückweise davonfliegen. Er hatte die Arme angewinkelt, die Ellbogen auf den mit hellen Fliesen bedeckten Boden gestützt und preßte seine Handflächen rechts und links gegen den Schädel.

Wellen rollten heran, erfaßten ihn, hoben ihn hoch und schleuderten ihn wieder in ein Tal, so daß sich der gute Bill wie auf einem Schiff bei starkem Seegang vorkam.

Sein Magen machte sich bemerkbar. Es waren keine echten Wellen, die ihn gepackt hielten, sondern die Wogen der Übelkeit, die in ihm hochschwemmten und ihn scheinbar weitertrugen. Durch die starken Minustemperaturen kühlte sein Körper sehr schnell ab. Bill merkte es zuerst an den Fingerspitzen, der Nase und an den Ohren Alles

wurde gefühllos, und er empfand es als ein erstes Warnsignal. Verdammt, rei dich zusammen, alter Junge!

So gab er sich selbst den Befehl und schaffte es tatsächlich, sich so hochzustemmen, daß er in eine kniende Stellung gelangte. So blieb er vorerst hocken!

Der Kopf pendelte nach unten Bill sah das rechteckige Muster der Fliesen zu einem Kreis zusammenfließen und als er den Blick hob, da drehte sich der gesamte Raum vor seinen Augen. An der linken Seite waren dicht unter der Decke Stangen angebracht, auf deren Metall eine dünne Eisschicht schimmerte. In unregelmäßigen Abständen hingen an Haken, die wie Fragezeichen aussahen, zahlreiche große Fleischstücke. Es befanden sich sogar halbe Schweine darunter sowie Teile von Rindern und Kälbern.

Bill beugte seinen Rücken durch, faßte an seinen Hinterkopf und preßte einen Fluch hervor.

»Verdammt, verdammt!« flüsterte er. »Wenn ich den Hund erwische, dem ich das zu verdanken habe...« Er verzog das Gesicht und nahm einen erneuten Anlauf, um auf die Beine zu kommen. Bill mußte sich bewegen!

Er schaffte es.

Zuerst konnte er das rechte Bein durchdrücken danach das linke, und plötzlich stand er.

Für einen Moment ging alles gut. Dann rollten wieder die Wellen heran packten den Reporter und hätten ihn fast von den Füßen gerissen Bill bewegte sich nach links. Er fiel gegen eine Schweinehlfte, und es gelang ihm, sich daran festzuklammern, so daß er wenigstens stehenbleiben konnte.

Das war geschafft.

Tief atmete er durch. Die kalte Luft stach in seine Lungenflügel. Er hatte das Gefühl, Eis zu schlucken, und um seinen Kopf schien ein ebenfalls aus Eis bestehender Reif zu liegen, der sich immer stärker

verengte. Der Reporter fing sich wieder. Er war ein zäher Bursche, und er wußte auch, daß er unbedingt aus dieser verfluchten Kühlkammer herauskommen mußte.

Egal wie.

Ein seltsames Geräusch ließ ihn aufhorchen Bill entdeckte etwa zwei Schritte vor sich ein Loch. Von unten drückte etwas gegen den Boden und hob ein Viereck hervor, das sich aus mehreren kleinen Fliesen zusammensetzte.

Bill bekam Besuch!

Hätte er nicht mehr unter den Nachwirkungen des Treffers zu leiden gehabt, wäre seine Reaktion eine andere gewesen, so aber blieb er nur stehen und schaute zu, was sich dort vor ihm tat.

Derjenige, der aus dieser Öffnung stieg, mußte Bärenkräfte besitzen, denn die mit Fliesen belegte Steinplatte besaß ein immenses Gewicht, sie kantete jetzt auf der Schmalseite hoch und kippte danach um. Flach prallte sie auf die Fliesen.

Ein Geräusch, das sich fortpflanzte und in Bills Kopf Vibrationen auslöste, die in Schmerzen endeten. Sein Blick wurde wieder unscharf, klärte sich jedoch Sekunden später und nahm einen erstaunten Ausdruck an, der sich in einen entsetzten wandelte, denn aus der Öffnung kroch ein Wesen mit dem der Reporter hier in der Kühlkammer nicht gerechnet hatte.

Es war der Werwolf!

Bill stockte der Atem. Sekundenlang waren vor seinen Lippen keine Wolken mehr zu sehen. Er wischte sich über die Augen schaute noch einmal hin und sah das gleiche Bild.

Der Werwolf kam.

Er stemmte sich hoch, bekam Schwung und stand plötzlich in der Kammer.

Mochte die Gefahr auch noch so groß sein, in der Bill steckte, dieses Auftauchen der Bestie brachte einen Vorteil mit sich. Der

Werwolf hatte gleichzeitig einen Fluchtweg für den Reporter hinterlassen, denn es mußte Bill gelingen an seinem Gegner vorbeizukommen und in das Loch zu springen. Leider hatte Bill keine Waffe mitgenommen. Angeschlagen und unterkühlt sich gegen eine reißenden Bestie mit blutverschmierten Pranken zu verteidigen war wohl ein Ding der Unmöglichkeit. Das Geschöpf hatte ihn gesehen!

Bill Conolly sah den Blick der grausamen Raubtieraugen direkt auf sich gerichtet, und er bemerkte, wie sich der Körper zum ersten Sprung zusammenduckte. Conolly griff zu einer Verzweiflungsaktion. Als sich die Bestie abstieß, schleuderte er eine Schweinehälfte nach vorn und tauchte in den freigewordenen Zwischenraum, bevor das Fleisch wieder zurückschwang und ihm in den Rücken hämmern konnte. Diese Bewegung hatte Bill zuviel Kraft gekostet. Weggekommen war er, nur konnte er sich vor Schwäche nicht länger auf den Beinen halten, rutschte aus und fiel gegen die Wand.

Zum Glück hatte er die Arme angewinkelt. Er konnte sich mit den Ellbogen abstützen, wollte herumfahren hörte das Fauchen und spürte schon den heißen Atem im Nacken. Noch in derselben Sekunde hämmerte die Pranke zu!

\*\*\*

Für einen winzigen Moment der Angst setzte mein Herzschlag aus, denn ich befürchtete, in irgendeinem Loch zu verschwinden. Zudem wühlte der Schmerz in meiner Hüfte.

Das änderte sich sehr schnell. Höchstens einen Meter tief war ich gefallen, kam sicher auf und fand mich in einem Gang wieder, den ich aufrecht nicht durchqueren konnte.

Es gab nur eine Richtung die der Werwolf eingeschlagen haben konnte Ihr folgte ich.

Der Gang mußte schon sehr lange bestehen. Er roch muffig es war feucht, und ich tappte zunächst in einer fast absoluten Schwärze weiter, bis ich weiter vor mir einen helleren Fleck erkannte. Es war



ein gräuliches Schimmern, und es befand sich etwa in Deckenhöhe.

Eine kurze Lauszeit gönnte ich mir, blieb stehen und horchte in die Finsternis hinein.

Ich hörte den Werwolf. Kein Keuchen oder Grollen sondern das Klatschen der Pranken auf dem hartgestampften Lehm Boden, das plötzlich verstummte.

Um die verlorengegangene Zeit aufzuholen, lief ich schneller, vernahm ein neues Geräusch, ein Knirschen und Knacken und sah einen helleren Schein nach unten fallen.

Ihn erreichte ich sehr schnell, blieb stehen und schaute in die Höhe. Über mir befand sich eine Luke. Aus der Öffnung wehte es mir eiskalt entgegen.

Mir fielen Sheilas Worte ein Sie hatte von einer Kühlkammer gesprochen und sie in Verbindung mit Bill gebracht.

Sollte sich Bill vielleicht über mir befinden?

Als ich hochkletterte und meine Hände um den Rand der Luke klammerte, vernahm ich das scharfe Keuchen der Bestie. Ich beeilte mich noch mehr, geriet in die Kälte und sah vor mir die Fleischstücke an Haken und Stangen hängen.

Einige befanden sich in Bewegung. Sie pendelten hin und her, gaben Lücken frei, durch die ich den Rücken der gefährlichen Bestie sehen konnte.

Gleichzeitig hörte ich einen schweren Ächzlaut.

An der Stimme erkannte ich Bill.

Die Beretta lag längst in meiner Hand. Ich ging zwei gleitende Schritte vor, paßte die Lücken zwischen den hin-und herschwingenden Fleischstücken ab und schoß. Zweimal drückte ich ab. Getroffen hatte ich. Der pelzige Körper des Werwolfs war nicht zu verfehlen gewesen, und ich vernahm ein schauriges Gurgeln, bevor ein schwerer Körper zu Boden fiel.

Das war die Bestie!

»John?« Bill sprach mich an Verdammt kratzig klang seine Stimme. Ich fühlte mich plötzlich mies. Die Spannung löste sich allmählich, und ich konnte mich wieder auf die normalen Dinge konzentrieren. Das waren die Schmerzen in meiner Hüfte. Jetzt merkte ich sie stärker als zuvor.

»Verdammt, John, was ist?« Bill kroch unter den Fleischstücken her, schaute zu mir hoch und sah mein verzerrtes Grinsen.

»Nur ein Kratzer!« keuchte ich und versuchte, die Schmerzen zu unterdrücken denn ich wollte mir den Werwolf anschauen. Es war keiner mehr.

Als ich neben meinem Freund Bill Conolly stand und nachsah, lag ein normaler Mensch vor unseren Füßen. Die Rückverwandlung hatte bereits stattgefunden.

Bill zog sich an dem herabhängenden Fleisch hoch und hielt seinen Schädel. »Ein Werwolf nur!« keuchte er. »Verdammt, John dabei hätte er uns beide fast erwischt. Wenn ich daran denke, daß wir schon gegen eine halbe Armee dieser Monster gekämpft haben...« Er schüttelte den Kopf. »Ich glaube, wir werden alt.«

»Davor kann sich keiner schützen«, erwiderte ich und schaute zur normalen Tür, denn sie wurde plötzlich geöffnet.

Eine Frau stand auf der Schwelle.

»Die steckte mit der Bestie unter einer Decke«, rief Bill. »Ihr habe ich auch den Treffer zu verdanken.«

Ich richtete meine Waffe auf die Frau. »Lassen Sie die Tür offen, Madam...«

»Na... natürlich«, sagte sie und bekam weiche Knie. Wir aber verließen die Kühlkammer und traten hinaus in die Wärme. Das normale Leben hatte uns wieder.

\*\*\*

Sheila hatte sich den Fuß verstaucht, Bills Kopf schmerzte, ich hatte einen leichten Messerstich an der Hüfte abbekommen. Dieser Fall

entließ uns alle drei nicht ohne Blessuren. Vielleicht hatten wir auch einen Fehler gemacht und ihn von Beginn an nicht so richtig ernst genommen. Aber darüber würden wir hinwegkommen. Die Polizei war eingetroffen, der Rettungsdienst ebenfalls, denn einige Menschen brauchten einen Arzt. Unter anderem auch ich. Man legte mir einen strammen Verband an, der mich zum Glück nur sehr wenig in meinen Bewegungen behinderte. Natürlich stapelten sich die Fragen. Man hatte sogar einen Abgeordneten mobilisiert, denn es waren Menschen in Gefahr geraten, die sich für etwas Besseres hielten und dementsprechende Beziehungen besaßen. Sogar der Innenminister schaltete sich ein. Ich sprach mit ihm am Telefon. Er war über meinen Job informiert, schließlich hatte einer seiner Vorgänger mir den Sonderausweis ausgestellt. Ich berichtete sachlich.

»Kann man denn die Sache unter den Tisch fegen?« fragte er.

»Das wäre mir recht.«

»Versuchen Sie es, Sinclair.«

»Mal schauen.«

»Sir James wird mir dann berichten.«

Mehr hatte der Knabe damit nicht am Hut. Ich bekam alles in die Reihe, denn auch die öffentlich bekannten Gäste wollten nicht, daß etwas an die große Glocke gehängt wurde. Völlig vermeiden ließ sich so etwas natürlich nicht.

Rosa, die gute Perle des Hauses, war schon in Sicherheitsverwahrung gesteckt worden. Dafür hatte ich gesorgt. Eine Person aber war die große Leidtragende.

Lucienne Durham, geborene Lancomb.

Sie hatte einen schweren Schock erlitten. Wie ich Wochen später erfuhr, erholte sie sich in einem Sanatorium. Ich wünschte ihr nur, daß sie dort auch als seelisch geheilt entlassen werden konnte...

**ENDE**

[\[1\]](#) Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 011 »Die Werwolf-Elite«